

Rezensionen

Werner Lauterbach/Eberhard Mehnert:
Zur Geschichte der
Wärmewirtschaftlichen Abteilung am
Braunkohlenforschungsinstitut der
Bergakademie Freiberg unter dem
Direktorat von Friedrich Seidenschnur
1921 bis 1935, hrsg. v. der Technischen
Universität Bergakademie Freiberg

*Freiberg: Medienzentrum der TU
Bergakademie Freiberg 2006 (111 S., 23
S/W-Abb.) 6,80 €*
(= Schriften des Instituts für
Energieverfahrenstechnik und
Chemieingenieurwesen. 1)

Die neue Schriftenreihe des Instituts für Energieverfahrenstechnik und Chemieingenieurwesen (IEC) der Bergakademie Freiberg widmet ihr erstes Heft der Gründung der Wärmewirtschaftlichen Abteilung des Braunkohlenforschungsinstitutes 1921 sowie dem 130. Geburtstag von dessen ersten Direktor Friedrich Seidenschnur (1876 bis 1947). Die Autoren verweisen auf die schwierige Situation im Freiburger Revier vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg: 1903 war die Schließung der Gruben im Freiburger Revier beschlossen, 1913 die letzte Schicht gefahren worden. Es waren neue Wirtschafts- und Forschungsbereiche zu erschließen, und so wurde 1917, angeregt durch die Braunkohlenindustrie, eine Braunkohlenstiftung gegründet und 1918 an die Bergakademie Freiberg übergeben. Mit dem Jahr 1919 erfolgte die Einrichtung eines Wärmetechnischen Labors an der Bergakademie, 1924 wurde das Braunkohlenforschungsinstitut eingeweiht. Friedrich Seidenschnur wurde 1921 zum ersten Direktor der Wärmewirtschaftlichen Abteilung ernannt, bereits 1935 aber aus dem Amt gedrängt.

Das informative Heft schildert zum einen die Gründungsgeschichte der Braunkohlenstiftung und deren Bedeutung für die Errichtung des Braunkohlenforschungsinstitutes, zum anderen ist der Hauptteil der Wärmewirtschaftlichen Abteilung des Braunkohlenforschungsinstitutes unter dem Direktorat von Friedrich Seidenschnur gewidmet. Hierbei wird umfänglicher auf dessen Entlassung und deren Hintergründe eingegangen, zum Schluss werden seine Jahre in Wernigerode behandelt sowie eine Einschätzung über seine Leistungen gegeben.

Der umfangliche Anhang umfasst ein Verzeichnis der Publikationen von Seidenschnur und seinen Mitarbeitern, darüber hinaus biographische Daten zu den Persönlichkeiten, die den Aufbau des Braunkohlenforschungsinstitutes Freiberg unterstützten, sowie ausgewählter Mitarbeiter der Wärmewirtschaftlichen Abteilung. Mag das Heft auch insgesamt knapp gehalten sein, so bietet es gerade in seiner Kürze eine interessante Einführung zur Geschichte der Abteilung sowie Biographie Seidenschnurs.

Prof. Dr. Günter Bayerl, Cottbus

Albrecht von Kortzfleisch:
Die Kunst der Schwarzen Gesellen. Köhlerei
im Harz, hrsg. v. d. Hermann-Deddersen-
Stiftung des Harzklubs e.V.

*Clausthal-Zellerfeld: Verlag Papierflieger
2008 (408 S., 114 farb. u. 425 S/W-Abb.)
24,90 €*

Das Köhlereiwesen ist bislang im Wesentlichen nur in Einzelveröffentlichungen untersucht und beschrieben worden, so z. B. für das Erzgebirge, den Schwarzwald, das Lahn-Dill-Gebiet, den Hunsrück und den alpinen Raum. Dabei war das Köhlereiwesen und die Erzeugung des Energierohstoffs Holzkohle für die Metallherzeugung unverzichtbar. Die Regelung des Köhlereiwesens war sogar meist Bestandteil der Bergordnungen. Das vorliegende Buch über die Köhlerei im Harz ist das wohl umfassendste, das über die „Kunst der schwarzen Gesellen“ – wie die Köhler genannt wurden – erschienen ist. Wenngleich der Harz mit seiner jahrhundertelangen Köhlertradition vorrangig behandelt wird, so sind viele Beiträge auch beispielhaft für andere Montanregionen in Deutschland und Europa. Das Buch unter der Gesamtedaktion von Albrecht von Kortzfleisch ist

unter Mitarbeit von zwölf Autoren verfasst worden; in insgesamt acht Kapiteln wird die Geschichte der Harzköhlerei dargestellt.

Kapitel 1 befasst sich unter der Überschrift „Das Erz wandert zum Holz“ mit der im Mittelalter noch unregelmäßigen Holznutzung und mit der Frage, warum das Erz zum Holz wanderte, ferner mit Flur- und Ortsnamen, die auf Köhlerei hinweisen. Eingehend werden die Ursprünge der Köhlerei sowie die Grubenmeiler mit ihrer Technik, ihrer zeitlichen Zuordnung und ihrer Verbreitung beschrieben. Jüngste archäologische Befunde bezüglich der alten Meilerstätten auf dem Iberg werden mit ihren Ergebnissen vorgestellt.

Das 2. Kapitel steht unter der Überschrift „Verfeinerung der Technik“. Der den Grubenmeiler ablösende und bis in die Neuzeit übliche Platzmeiler wird in seinem Aufbau und seiner Funktionsweise im Detail beschrieben und kommentiert. Erörtert werden die geeignete Platzwahl, die vorrangig verwendeten Holzarten, Dauer und Steuerung des Verkohlungsverganges, das Öffnen des Meilers und das „Ernten“ der Holzkohle. Behandelt werden auch die Werkzeuge des Köhlers und die Technik ihres Gebrauchs. Interessant ist der große Abschnitt über „Kohlentransport und Fuhrwesen“. Welche Transportwege wurden benutzt, welche Kohlenwege und Kohlenstraßen waren vorhanden und in welchem Zustand waren sie? Man erfährt Neues über den Beruf des Holzkohlefuhrmanns.

Eingehend werden die „Ferntransporte“ von Holzkohle behandelt. Vor allem das Mansfelder Kupferschieferrevier war auf die Holzkohlzufuhr aus dem Harz angewiesen. Über die beiden wichtigsten Fuhrwege, die nach Hettstedt und Mansfeld führten, mussten täglich mindestens 250 Holzkohlenfuhrer herangeschafft werden, manchmal das Doppelte. Bis zu 40 Fuhrer rollten stündlich den Harz herunter. Die Zollstelle wurde im Durchschnitt alle eineinhalb Minuten passiert, was einem Abstand von einem Kohlenwagen zum nächsten von etwa 80 m entspricht. Wo Bäche und Flüsse vorhanden waren, konnten die Holzstämme geflößt werden. Flößbar waren z. B. die Bode, die Holtemme, die Ilse, die Ecker und die Oker. Anschaulich werden die Technik des Flößens und Triftens wie auch die Anlage von Flößteichen und -gräben beschrieben.

Das 3. Kapitel unter der Überschrift „Die Kohlenmeiler fraßen die Wälder“ ist der Übernutzung der Wälder durch die Erzeugung der Holzkohle gewidmet. Die Köhlerei im großen Stil führte – nicht nur im Harz – in vielen Bereichen fast zur vollständigen Entwaldung. Die Holznot war teilweise so groß, dass Hüttenbetriebe stillgelegt werden muss-

ten. Die planlose Nutzung der Wälder versuchten die Territorialherren mittels Forstordnungen zu mildern, meist vergeblich. Der ständig steigende Verbrauch von Holzkohle war schließlich ein entscheidender Standortfaktor für die Existenz von Hüttenwerken geworden. Der Bezug von Holzkohle wurde ein wichtiger Kostenfaktor, da Holzkohle im Laufe der Zeit aus immer größeren Entfernungen herangeschafft werden musste.

Das 4. Kapitel „Keine Schmelzhütte ohne Kohle“ untersucht die Bedeutung der Köhlerei in der neuzeitlichen Forstgeschichte des Harzes. Es werden die Versuche geschildert, an Stelle von Holz Torf zu verkohlen. Untersucht werden die Bemühungen zur „gerechten“ Holzversorgung in den einzelnen Territorien und die Auswirkungen von Holzverknappung auf das Montanwesen. Das 5. Kapitel „Wie lebten einst die Köhler?“ behandelt Leben und Beruf der Köhler, die sozialen Verhältnisse in den Harzer Köhlerdörfern, die Berufsstruktur und die Frauenarbeit. Ein Abschnitt beschäftigt sich mit der Köhlerhütte als Wohn- und Lebensraum. Das 6. Kapitel geht Spuren der Köhlerei in der Harzer Volkskultur nach. So erhält der Leser einen recht umfassenden Einblick in das Brauchtum, die Volksmusik, die Lieder und Trachten. Das Köhlergeläut wird vorgestellt, und man erfährt einiges über die niederdeutsche Fachsprache der Köhler, zur Volksdichtung und Literatur über das Köhlerhandwerk und auch über die Köhlerei in der bildenden Kunst.

Das 7. Kapitel „Industrie und Tourismus bemächtigen sich der Köhlerei“ beginnt mit dem Ende der Wanderköhlerei und dem Wandel zu stationären Meileröfen in Holzverkohlungsanstalten sowie Stahlkessel- und Betonmeilern im 19./20. Jahrhundert. Heute wird die Köhlertradition in der touristischen Infrastruktur des Harzes gepflegt; an einigen Stellen werden Meiler als Touristenattraktionen betrieben. Im Stemberghaus gibt es eine Harzköhlerei und ein Köhlermuseum sowie einen Köhlerlehrpfad. Das 8. und letzte Kapitel heißt „Wozu ist die Holzkohle gut?“ Hier werden die technischen, chemischen und physikalischen Eigenschaften, die Verwendungszwecke der Holzkohle und ihre Nebenprodukte vorgestellt. Interessant sind die Hinweise auf die Verwendung biologischer Holzkohle in der Medizin.

Das Buch beschreibt die Entwicklung, die Technik und die Einwirkungen des Köhlereiwesens auf Natur und Umwelt des Harzes. Viele Probleme, Auswirkungen, besonders der Raubbau an den Wäldern, und die Einflüsse und Abhängigkeiten auf die Montanindustrie wie auch letztlich auf das Salinenwesen und die Glasindustrie treffen glei-

chermaßen auf viele deutsche und europäische Industriezentren im Mittelalter und der frühen Neuzeit zu. Man kann diesem Buch daher auch für das Thema „Köhlerei und Erzeugung von Holzkohle“ eine durchaus über den Harz hinausgehende Bedeutung zubilligen. Die Technik der Köhlerei, die Transportfragen, die Nachhaltigkeit der Wälder, das Flöß- und Triftwesen etc. waren fast überall die gleichen. Die Geschichte der Köhlerei, wie sie in diesem Buch nachgezeichnet wird, ist daher im übertragenen Sinne auch die Geschichte Europas. Die Köhler lieferten den unverzichtbaren Energierohstoff, der die Entwicklung unserer technischen Zivilisation ermöglichte und die frühe Industrialisierung einleitete.

Dem Herausgeber ist es mit einem kompetenten Team von Mitarbeitern gelungen, ein beachtenswertes und nach Ansicht des Rez. wegweisendes Werk zu schaffen. Das breite Grundwissen aller beteiligten Autoren zeigt sich in der klaren Darstellung auch komplizierter Sachverhalte und der exemplarischen Bearbeitung wichtiger Teilaspekte. Literarische und archivalische Quellen sind geschickt miteinander verwoben. Die vielen sorgfältig ausgesuchten Illustrationen und Abbildungen, die aus zahlreichen öffentlichen und privaten Archiven zusammengetragen wurden, geben dem Buch nicht zuletzt wegen des großen Formats (DIN A4), einen besonderen Reiz. Es könnte für die Geschichte der Köhlerei ein Standardwerk werden.

Prof. Dr.-Ing. Heinz Walter Wild, Dinslaken

Hildegard Viereggs: Geschichte des Museums. Eine Einführung

München: Verlag Wilhelm Fink 2008 (343 S., zahlreiche Abbildungen) 39,90 €

Dieses großartige und in wahrhaft weltweiter Sicht angelegte Werk umfasst das Museumswesen in seiner ganzen Breite und Vielfalt. Es ist wohl die bedeutendste Publikation auf diesem Gebiet, die keine örtliche und thematische Begrenzung aufweist. Auch ist sie nicht losgelöst zu sehen von der vorangegangenen Publikation der Autorin über „Museumswissenschaften“ im gleichen Verlag (Viereggs, Hildegard: Museumswissenschaften. Eine Einführung. München/Paderborn 2006, 338 S., reich bebildert). Insgesamt berücksichtigt der vorliegende Band museumswissenschaftliche Glanzleistungen, die auf Forschungsarbeiten vor Ort in Europa, vor allem aber auch

in den USA, in Lateinamerika, Russland und Südostasien beruhen.

Viel zu wenig war der im Museum tätige Wissenschaftler bisher über die ungeahnte Weite der Geschichte und Vielfalt seines Berufes informiert. Das trifft besonders für den Rezensenten, heute „Ruheständler“, zu, der lange Jahre für die Museen in Sachsen und anderen Bundesländern im naturwissenschaftlichen und technischen Bereich tätig war.

Das einführende Kapitel zur „Museums-geschichte – ein weltweiter Überblick“ macht uns in einer bislang nicht dargestellten Folge von den Schatzhäusern der Antike bis in unsere Gegenwart bekannt mit dem Bestreben auszustellen, zu informieren und zu bilden. Dies ist zugleich ein gewisser Werbeeffekt für die Museen als kulturelle Mittelpunkte. Hier werden zwangsläufig andere Aspekte verfolgt als jene in Johann Heinrich Zedlers „Großem Vollständigen Universallexikon“ (1739), der unter dem Museumsbegriff noch „einen Tempel, darinnen die Musen verehret wurden, ... eine Kunst-Kammer, ein Münz-Cabinet, Rarität- und Antiquitäten-Kammer“ verstand. Zedlers Formulierung „Insbesondere aber ein Gebäude, darinnen die Gelehrten beysammen wohnten“, was er im Einzelnen noch ausführlicher beschreibt, hatte – wie man den Publikationen Viereggs entnehmen kann – für die Museumsentwicklung eine nicht unwesentliche Bedeutung.

Der hier besprochene Band versteht sich als eine Einführung in die historische Museumsproblematik und auch als Grundlage für Zukunftsaspekte des Museums. Aus der Abfolge der genannten und ihrem Wert bestens vorgestellten Objekte erinnern den Rezensenten die Franckeschen Stiftungen in Halle/Saale an die eigene Museumspraxis im halle-sch-sächsischen Raum. In gedrängter Form ist alles Wesentliche gesagt, wenngleich jedoch die hier nicht erwähnte Gründung des Halloren- und Salinenmuseums im Jahre 1927 nur zu erahnen ist.

Die Veröffentlichung beinhaltet insgesamt zwölf Kapitel. Sie beschäftigen sich beispielsweise mit der Entwicklung der Museums-Typologie, insbesondere im kulturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Bereich sowie im internationalen Vergleich. Die Bandbreite kulturgeschichtlicher Museen reicht von den archäologischen, historischen und World-Heritage-Museen über die ethnologischen, sozialgeschichtlichen und der großen Vielfalt kunstgeschichtlicher Museen bis hin zu Freilichtmuseen, Museen für Religiöse Kunst, Migrationsmuseen und der Frage nach dem „virtuellen“ Museum. Der Bereich Naturwissenschaften widmet sich einerseits den Museen der Exakten Naturwissenschaf-

ten und Naturgeschichte, andererseits Museen für Wissenschaft, Technik und Industrie. Betrachtet werden auch die Science Centers in ihrem Verhältnis zum Museum.

Abschließend lässt eine umfangreiche tabellarische Übersicht zur Geschichte des Museums im internationalen Kontext noch einmal in zeitlicher Abfolge die nach jahrzehntelangen Forschungen gewonnenen Ergebnisse Revue passieren. Die „Geschichte des Museums“ – ein wahres Novum in diesem Fachbereich – regt zum Verknüpfen und Nachdenken und auch zum Studium des Vorgängerbandes „Museumswissenschaften“ an.

Dr. Johannes Mager, München

Erich Rammler:

„Mein Berufsleben“, Teile I bis III.

Unveränderte Abschrift persönlicher Aufzeichnungen, hrsg. v. der Technischen Universität Bergakademie Freiberg

Freiberg: Medienzentrum der TU Bergakademie Freiberg 2006 (281 S., 4 S/W-Abb.) 12,80 €

(= Schriften des Instituts für Energieverfahrenstechnik und Chemieingenieurwesen. 2)

Dem Abdruck der Aufzeichnungen Erich Rammmlers, die von seiner Schwester, Prof. Käte Rammler, zur Verfügung gestellt wurden, gehen zwei kommentierende und einführende Texte sowohl zu Rammmlers Biographie als auch zur archivalischen Aufbereitung seines Nachlasses voraus: Angela Kießling und Susanne Scholze: Der wissenschaftliche Nachlass Erich Rammmlers in der Universitätsbibliothek „Georgius Agricola“ der TU Bergakademie Freiberg; K. Rammler und H.-G. Friedel: Erich Rammler privat – Biographische Daten und persönliche Erinnerungen. Die Aufzeichnungen selbst sind in drei Teile untergliedert, wobei Teil I die Jahre 1925 bis 1945 (rund 70 S.), Teil II die Jahre 1945 bis 1966 (rund 160 S.) und Teil III die Zeit als Emeritus, also ab 1967 (24 S.) umfasst.

Man möchte – wie so oft bei Autobiographien – das Heft insbesondere den Fachstudenten zur Lektüre empfehlen. Haben sich mittlerweile die Ausbildungs- und Arbeitsverhältnisse auch vielfach verändert, so ist es dennoch und gerade jetzt noch informativ und spannend, den Berufsweg eines bedeutsamen Ingenieurs und Wissenschaftlers nachzuvollziehen. Wie Rammler ins Berufsleben tritt, Paul Rosin kennenlernt und von ihm in den Jahren seit

1925 sofort mitten in die Probleme der Praxis eingeführt und bei deren Lösung mitgenommen wird – in diesem Fall der wissenschaftlichen Lösung der Probleme bei der Nutzung des Braunkohlenstaubes – ist nach Ansicht des Rez. paradigmatisch (vgl. S. 23-34).

Für den Technikhistoriker sind Rammmlers Ausführungen auf jeden Fall ein Gewinn, da wesentliche Bereiche und Kernpunkte der Braunkohlenverarbeitung mit ihren diffizilen Problemfeldern sehr ausführlich geschildert werden. Wie sehr ferner die gesellschaftlichen Bedingungen Technologie und Ausbildung beeinflussten, wird deutlich, wenn Rammler die an der Bergakademie Freiberg um 1950 vollzogenen Veränderungen schildert. Mit der neuen Fachrichtung „Aufbereitung“ wurde den zeitgenössischen Bedingungen Genüge getan: „Der Aufbau der Rohstoffindustrie der DDR forderte aber zu seiner Beschleunigung, dass die einschlägigen Absolventen der Bergakademie eine mehr spezialisierte technologische Ausbildung erhielten, damit sie in der Praxis möglichst schnell wirksam werden konnten“ (S. 118). Die neue Fachrichtung „Aufbereitung“ bestand aus zwei Studienzweigen:

„1) Aufbereitung, Brikettierung und Verwertung von Kohle unter Einbeziehung der Gaswerkstechnik, des Kokerei- und Schwelereiwesens, Verarbeitung und Verwendung von Erdöl; in allen Fällen mit den zugehörigen wärmewirtschaftlichen Problemen.

2) Aufbereitung der Erze und sonstigen anorganischen Rohstoffe (Steine, Erden und Salze)“ (S. 118).

Bei der Darstellung des Jahres 1950 spricht Rammler auch sein wohl bedeutendstes Thema an: „Das Jahr 1950 war nicht nur ein fruchtbares Jahr für die Fertigstellung von Veröffentlichungen, es war auch ein entscheidendes Jahr im Fortschritt eines Forschungskomplexes, der 1949 bereits begonnen hatte, uns zu beschäftigen, nämlich der Herstellung eines Braunkohlenhochtemperaturkokses für die Karbidindustrie und sofern möglich, auch für die Verwendung in der Metallurgie“ (S. 119).

Damit beginnen Ausführungen, die für die Industriegeschichte der DDR von zentraler Bedeutung sind. So schreibt Erich Rammler selbst: „Das Jahr 1951 war für mich sehr bedeutungsvoll; vom Standpunkt der beruflichen Entwicklung aus gesehen war es das wichtigste meines Lebens“ (S. 131). Der zentrale Sektor der Forschung war die technische Entwicklung des Braunkohlenhochtemperaturkokses, zu der Bilkenroth und Rammler in diesem Jahr verschiedene Schemata für die technische Verwirklichung entwarfen (vgl. S. 131 ff.). Dies war das Vorstadium zum Bau der Braunkohlengroßkokerei

Lauchhammer, der auch für Rammler, wie er schreibt, 1952 „ein Jahr des Schaffens in der Praxis“ bedeutete (vgl. S. 141). Nennt er die Bauzeit noch „eine harte, aber fröhliche“, so ist für ihn die Zeit der Behebung der technischen „Kinderkrankheiten“ „die noch härtere Zeit“. Mit dem Anfahrstab sind Bilkenroth und er teils gemeinsam, teils abwechselnd über Monate auf der Baustelle – wie auch später beim Bau von Schwarze Pumpe wurde gleichzeitig entwickelt, konstruiert und gebaut.

Es ist hier nicht der Raum, den Inhalt von Rammmlers Aufzeichnungen in extenso auszubreiten, die vorgestellten Passagen sollten lediglich die Bedeutung des Textes veranschaulichen. Je nach eigenem Interesse wird der Leser die unterschiedlichsten Aspekte von Rammmlers Aufzeichnungen für sich würdigen.

So verdienstvoll die Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen ist, muss doch ein kleines Handicap angemerkt werden: Die Publikationen, die von Erich Rammler immer wieder in ihrem Entstehungs- und beruflichen Zusammenhang angeführt werden, sind gemäß dem „Aufbereiteten Veröffentlichungsverzeichnis“ mit A 1 usw. bezeichnet. Es wäre dem Leser eine große Hilfe gewesen, hätten die Herausgeber das Veröffentlichungsverzeichnis im Band mit abgedruckt. Ansonsten kann man dem Leser nur viel Vergnügen bei der Lektüre wünschen.

Prof. Dr. Günter Bayerl, Cottbus

Manfred Rasch (Hrsg.):

Harz – Eine Montanregion im Wandel

Essen: Klartext-Verlag 2008 (224 S., zahlr. S/W-Abb.) 22,95 €

Der vorliegende Band ist das Ergebnis einer Exkursion des Geschichtsausschusses des Vereins Deutscher Eisenerzhüttenleute in den Harz, dieser vormaligen Montanregion von europäischem Rang. Heute ist der Naturpark Harz eine Touristendestination mit hohem Gebrauchswert, er gilt als strukturschwach und ist auf Besucher als Nachnutzer tradierter Montan-Betriebe angewiesen, da es spätestens seit der deutschen Einigung kaum noch aktiven Bergbau gibt: 2007 wurde die Grube „Wolkenhügel“ (Schwerspat) nach 169 Jahren Förderung geschlossen. Damit endete der Bergbau im Harz definitiv. Zu den Folgeproblemen des ökonomischen Wandels gehört die reduzierte Finanzausstattung der Kreise und Kommunen. Andererseits ist der

Harz nach wie vor eine großräumige, tausendjährige Kulturlandschaft mit vielfältigen Brechungen und von besonderer Eigenart. Dieser Strukturwandel wurde den Exkursionsteilnehmern vorgestellt und in den vorliegenden zehn Beiträgen von ausgewiesenen Fachleuten im historisch-gesellschaftlichen und gegenwärtig-nachindustriellen Kontext gewürdigt.

Christoph Bartels (Bochum) erläutert in seinem Aufsatz die Nutzung der Wasserkraft im vorindustriellen Montanwesen des Harzes. Ohne die Sammelgrabensysteme von vielen Kilometern Ausdehnung zur Versorgung der Stauteiche für Betriebswasser der Maschinenanlagen und Schmelzöfen hätte der Erzbergbau nicht in immer größere Tiefen vordringen können. Die Lage von neuen Zechen und Schächten machte den ständigen Auf- und Ausbau neuer Wasserkraftsysteme zwingend erforderlich, die bereits zu Beginn der Planung als umfassende Netzwerke entworfen wurden. Als Alternative zum tradierten Wasserrad für den Antrieb von Pumpen und Fördermaschinen erwies sich die von Georg Winterschmidt 1747/48 entwickelte Wassersäulenmaschine, die nach dem Funktionsprinzip der Dampfmaschine arbeitete. Allerdings scheiterte der Einsatz dieser Maschine an politischem Widerstand der Bergbau-Administration in Hannover.

Dem Niedergang der Eisenhütten des Harzes mit dem Beginn des Industriezeitalters geht Michael Mende (Braunschweig) detailliert nach. Mit ihren technischen Einrichtungen boten diese Anlagen um 1800 immer noch den Stand von 1728 und 1748, als sie gegründet worden waren. Bis auf die Tanner Hütte, die ein Gebläse mit drei über eine Daumenwelle angetriebenen Bälgen erhalten hatte, verfügten alle Hütten über die herkömmlichen einfachen Gebläse. Die Hochöfen waren weder erhöht noch in ihrer Kapazität erweitert worden. Erst mit der verstärkten Hinwendung zur Gusswarenproduktion nach 1815 wurden die Hochöfen der beiden wichtigsten Werke in Rübeland und Zorge auf jeweils neun Meter erweitert. Die Produktion von Stabeisen, Blechen und Draht bei überwiegendem Einsatz von Holzkohle blieb teuer. Weit preisgünstiger angebotene Ware kam aus England, Belgien oder aus Westfalen, zudem war das englische Walzblech problemlos zu lackieren. Die Harzer Hütten hatten deshalb die Blechproduktion schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgegeben. Allein das Werk in Thale legte sich nach seiner Umwandlung in eine Aktiengesellschaft ein neues Dampf-Puddings- und Walzwerk zu. Mägdesprung produzierte Holzkohlenroheisen und betrieb vor allem die Eisengießerei.

Erst mit dem Eisenbahnanschluss nach der Mitte des 19. Jahrhunderts und damit dem preisgünstigen Transport von Steinkohle, Koks und Schrott wurde das Harzer Eisenhüttenrevier von dem Energieträger Holz befreit, doch gleichzeitig rückten potenzielle Konkurrenten bedrohlich näher.

Die Königshütte in Bad Lauterberg und das historische Eisenhüttenwesen im südlichen Niedersachsen, einst ein großer technischer und wirtschaftlich bedeutsamer Hüttenstandort mit etwa fünfzig Eisenhütten vom 15. bis zum 19. Jahrhundert, betrachtet der ausgewiesene Spezialist für das Eisenhüttenwesen Hans-Heinrich Hillegeist (Göttingen/Bad Lauterberg). Sein Beitrag ergänzt den von Michael Mende, wenn er die Produktionsverfahren auf der Rothehütte und der Königshütte, zu Anfang des 19. Jahrhunderts die größten Eisenhütten im damaligen Kurfürstentum Hannover, mit den verschiedenen Eisensteinsorten analysiert. Auch er verweist auf den Engpass Holzkohle als Energielieferanten und die Bemühungen, nach 1865 den ersten Hochofen auf der Rothehütte bei Elbingerode zu einem Kokshochofen umzurüsten. Der Koks wurde aus Westfalen von der Harpener Bergbau AG und aus dem Schaumburger Kohlenrevier bezogen. Mit Qualitätsware aber blieben die starke englische Konkurrenz oder die Hüttenwerke im Ruhrgebiet und Westfalen den drei Harzer Eisenhütten Rothehütte, Königshütte und Sollinger Hütte in Uslar stets präsent.

Das Gräflich Ilseburger Eisenhüttenwerk mit seinem zweiten Hochofen von 1708 war neben der hannoverschen Königshütte das größte Eisenhüttenunternehmen des Harzes. 1735 wurde das verpachtete Werk von der Gräflichen Kammer übernommen und gewann zunehmende Bedeutung durch den Eisenkunstguss. Die große Entfernung zur Steinkohle wirkte sich auch hier stark aus, desgleichen wurde der bereits mehrfach zitierte Konkurrenzkampf zwischen den Hüttenwerken im Ruhrgebiet und Westfalen immer stärker. Die verkehrsgünstig gelegene Hütte spezialisierte sich neben Kunstguss auf Maschinenbau, um zu überleben. Heinrich Graf zu Stolberg-Wernigerode, selbst Eigentümer von Eisenwerken in Ilseburg und einer Maschinenbauanstalt bei Magdeburg, versuchte 1854 auf der Henrichshütte bei Hattingen an der Ruhr neue Kohleneisensteinbergwerke anzulegen. Trotz dieser Standortverlagerung hat der Industriestandort Ilseburg selbst über 1990 hinaus seine Bedeutung behalten und konnte sich gegenüber dem Großkonzern in Salzgitter behaupten. Peter Schulze (Ilseburg) hat das plausibel dargelegt.

Der Leiter des Ilseburger Grobblechwalzwerks, Jürgen Rüdiger (Ilseburg), setzt mit seiner Beschreibung der derzeitigen Ilseburger Grobblech GmbH unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg ein, als die US-amerikanischen Truppen einmarschierten (vor Beginn der Potsdamer Konferenz wurde dieses in Sachsen-Anhalt gelegene Gebiet von der SMAD übernommen). Das damalige Kupferwalzwerk hatte noch 150 Mitarbeiter, ehe es 1948 mit 808 Beschäftigten in einen „Volkseigenen Betrieb“ (VEB) überführt wurde (unter ihnen waren 163 Walzwerker). Die Aufnahme Edeldahl plattierter Grobbleche erfolgte 1964 mit insgesamt 16 t, die maximale Jahresproduktion 1977 mit 1990 t deckte immer noch nicht den steigenden Grobblechbedarf der DDR. Nach 1990 wurde die „Walzwerk Ilseburg GmbH“ gegründet, 1992 von der Preussag Stahl AG übernommen und als Grobblechwalzwerk fortgeführt. Als die Preussag AG ihr Interesse an dem Stahlbereich verlor, wurde unter Mithilfe des Landes Niedersachsen 1998 die Salzgitter AG Stahl und Technologie gegründet, in der sich die Ilseburger Grobblech AG mit 650 Mitarbeitern als Tochtergesellschaft befindet.

Die Bedeutung der ehemaligen Montanregion Harz spiegelt sich in dem ausgezeichneten Ruf, den die Bergakademie Clausthal (heute TU Clausthal) seit mehr als zwei Jahrhunderten weltweit genießt. Ein Kenner dieser Geschichte ist der ehemalige Rektor und Professor für Mineralogie, Georg Müller (Clausthal). Georg Müller gibt auf 46 Seiten einen umfassenden Überblick über 230 Jahre bergbau- und hüttenkundliche Ausbildung in Clausthal, einschließlich des Kapitels „Politisierung und Gleichschaltung unter der Diktatur Hitlers“. Als bezeichnend betrachtet er es, dass in der gesamten NS-Zeit an der Bergakademie Clausthal nur eine neue Professur – auf Drängen des Reichswirtschaftsministeriums – geschaffen wurde, nämlich die für Tiefbohrtechnik und Erdölgewinnung, als die Kriegswirtschaft ab 1943 sehr stark unter Treibstoffmangel litt.

Einen Einblick in die chemisch-technologischen Forschungen am Institut für Metallurgie geben die fünf dort derzeit arbeitenden Hochschullehrer Günter Borchardt, Heinz Palkowski, Rainer Schmid-Fetzer, Karl-Heinz Spitzer und Babette Tonn (alle Clausthal). Dazu gehören Thermochemie und Mikrokinetik, Metallurgische Prozesstechnik (Hochofenprozess), Gießereitechnik und Werkstoffumformung (Umformtechnik). Die Anforderungen in diesem Ausbildungsbereich sind einem stetigen und raschen Wandel unterworfen, da neue Werkstoffe und Technologien, neue Anforderungsprofile an die Werkstoffe und die Kom-

bination der Werkstoffe zu Multimaterialien mit bedarfsangepassten Eigenschaften im Fokus der Untersuchung stehen und die Einbindung der Studenten in die aktuelle Forschung erfordern.

Der Leiter des Oberharzer Bergwerksmuseums, Wilhelm Marbach (Clausthal-Zellerfeld), stellt das Archiv des ehemaligen Oberbergamts Clausthal-Zellerfeld, jetzt eine Außenstelle des Niedersächsischen Hauptstaatsarchivs Hannover, vor. Die großartigen Bestände zum Harzer Bergbau und dessen Hüttenwesen wurden inzwischen elektronisch erfasst, so dass umfangreiche Findbücher in elektronischer und gedruckter Form den Benutzern zur Verfügung stehen.

Schließlich gibt Helmut Radday (Clausthal-Zellerfeld) einen engagierten Abriss zur Geschichte des Oberharzer Bergwerksmuseums in Clausthal-Zellerfeld, einem der frühen deutschen Museen für Technik- und Kulturgeschichte des Bergbaus aus dem 19. Jahrhundert (gegründet 1891). Radday packt gelegentlich der Zorn, wenn er sieht, dass einerseits gigantische Museumsbauten errichtet werden, aber andererseits eine gesellschaftspolitische Ignoranz gegenüber dem Erhalt bewährter musealer Strukturen in der Region Oberharz vorliegt: eine vergleichsweise bescheidene Summe von 250 000 € pro Jahr, die die Samtgemeinde Oberharz unter Umständen nicht mehr aufbringen kann, entscheidet über den Fortbestand des Oberharzer Bergwerksmuseums, wenn die Öffentliche Hand nicht hilft.

Der Beitrag von Bankkaufmann Claus Müller (Hamburg) präsentiert aus seiner Sammlung von Montan-Wertpapieren eine Auswahl von Kuxen, Aktien und Anleihen der dortigen Montanunternehmer, gegliedert in den Sparten Erzbergbau, Steinkohle, Braunkohle und Hüttenwerke. Diese Branchen waren stärker als in anderen deutschen Montanrevieren von fiskalischen Aktivitäten geprägt, während privates Kapital nur eine untergeordnete Rolle spielte. Das ist wiederum eine Widerspiegelung der vielfach zergliederten politischen Struktur der Harzregion im 18. und 19. Jahrhundert.

Abgesehen von der typischen Heterogenität, die solch ein Sammelband mit thematischer Konzentration bei methodischer Vielfalt nicht verhindern kann, will der Leser am Ende ein Buch vor sich haben, das Anregung mit intelligenter Aufklärung über den Strukturwandel im Harz verbindet, denn für den interessiert er sich. Manfred Rasch hat beides miteinander in Einklang gebracht, und das ist der Grund für die Wirkung, die sein Buch auch außerhalb der Montangeschichte ausüben kann. Zu bedauern ist die schlechte

Qualität der Abbildungen: sie sind zu kleinformatig reproduziert und Karten oder Konstruktionspläne ohne Konturen angelegt, so dass sie keine Details vermitteln oder Bildtexte lesbar machen.

Dr. Hans-Joachim Kraschewski, Marburg

**Ernst August Geitner:
Chemisch-technologischer Robinson.
Ein unterhaltendes und belehrendes
Lesebuch für die Jugend, Neudruck 2008
mit einem Kommentar von Gisela Boeck**

*Freiberg: Drei Birken Verlag 2008 (178 S.)
12,- €*

Der Schotte Alexander Selkirk (1676-1721) war trinkfreudig und rauflustig. Das brachte ihn öfter mit dem Gesetz in Konflikt. Um erneuten Schwierigkeiten mit der Justiz aus dem Weg zu gehen, heuerte Selkirk daher 1703 auf einem Piratenschiff an, das mit einem Kaperbrief der britischen Krone zur Seeräuberei quasi legitimiert war. Da er befürchtete, das von Bohrmuscheln schwer geschädigte Schiff würde in Bälde sinken, ließ sich Selkirk im Oktober 1704 auf einer Insel im Juan-Fernandez-Archipel im Pazifik vor der Küste Chiles aussetzen. In der Tat sank das Schiff wenig später und die meisten Besatzungsmitglieder ertranken. Selkirk blieb allein auf der unbewohnten Insel zurück und harnte dort aus, bis er am 2. Februar 1709 von dem britischen (Piraten-)Schiff „Duke“ an Bord genommen wurde. Die Erlebnisse Selkirks auf seiner Insel, wo er mit ganz wenigen Vorräten und Hilfsmitteln mehr als vier Jahre relativ gut überdauert hatte, faszinierten die Menschen. Der Kaufmann und Schriftsteller Daniel Defoe griff den Stoff auf und verarbeitete ihn zu seinem Roman „The Life and Strange Surprising Adventures of Robinson Crusoe“, der 1719 erschien und ein phänomenaler Erfolg wurde. Der Name „Robinson“ wurde zur Metapher und Teil des kollektiven Bewusstseins des westlich-zivilisierten Menschen.

Vor diesem Hintergrund wird der auf den ersten Blick etwas merkwürdige Titel des hier zu besprechenden Buches von Ernst August Geitner besser verständlich, zumal wenn man erfährt, dass der Autor 1783 geboren wurde und 1852 verstarb. Der 225. Geburtstag Geitners veranlasste den Chemiehistoriker und Verleger Hans-Henning Walter, den „Chemisch-technologischen Robinson“ als

Nachdruck herauszubringen, den die Wissenschaftshistorikerin Gisela Boeck mit einem Kommentar versah.

Geitner war mehr Chemiker und Fabrikant als Autor. Er befasste sich erfolgreich mit der Herstellung von Chemikalien für die Zeugfärberei. Seine bedeutendste Erfindung war das so genannte Neusilber oder „Alpaka“, eine aus Kupfer, Nickel und Zink bestehende Legierung von schönem Silberglanz, die für Bestecke, Teller, Schüsseln und Dosen verwendet werden konnte. In jungen Jahren verfasste Geitner auch zwei jugendbelehrende Schriften, nämlich „Die Familie West oder Unterhaltungen eines Hofmeisters mit seinen Zöglingen über Chemie und Technologie, Leipzig 1805“ und ein Jahr später das Buch „Chemisch-technologischer Robinson. Ein unterhaltendes und belehrendes Lesebuch für die Jugend“. Beide Bücher handeln in leicht verständlicher Form mittels Dialogen, die in eine schematische Rahmenhandlung eingebaut sind, systematisch einzelne Gebiete der praktischen Chemie ab.

Wie bei dem Titel des Buches zu erwarten, gerät der Erzähler, ein Kaufmann namens Wild, auf einer Reise nach Batavia (früherer Name von Djakarta, Indonesien) mit seinem Schiff in Seenot und erreicht mit Mühe eine unbewohnte Insel, die aber Wasser, Bäume, Gräser und Tiere beherbergt. Bei einem Streifzug durch die Insel verirrt sich Wild, das halbwegs instand gesetzte Schiff fährt ohne ihn ab, und er bleibt zusammen mit einem Freund alleine zurück. Nun entwickelt sich die Erzählung, unterbrochen durch die Fragen seiner Zuhörer, die der Erzähler immer wieder auch selbst befragt, wie sie sich die Lösung bestimmter Probleme vorstellen, weiter, und behandelt dabei die Zubereitung von Fleisch (dessen Garwerden beim Braten oder Kochen als eine Art der Gärung beschrieben wird), das Backen von Brot, die Gewinnung von Pflanzenöl, das Brennen von Kalk und Ziegeln, die Herstellung und Beschaffenheit von Thonwaren, von Salz, Wein, Branntwein und Essig, die Fabrikation von Salpeter und Düngemitteln, die Konservierung von Speisen und sogar die Porzellanmalerei.

Der didaktische Tenor dieser Erläuterungen ist nicht auf die konkrete Situation des Überlebens auf einer einsamen Insel ausgerichtet, sondern auf die Erklärung der diesen praktisch-chemischen Arbeiten zugrundeliegenden Abläufe, ohne dabei jedoch theoretische Vorstellungen näher darzustellen – von der Gärung einmal abgesehen, die als zentraler Vorgang der Umwandlung organischer Materie gesehen wird. Für einen modernen Leser wirkt die Darstellungsweise recht betulich und man kann sich schwer vorstellen,

dass heutige Kinder sich so lammfromm be-
lehren ließen wie Anton, Louis, Adolph und
Malchen, die kindlichen Zuhörer des Herrn
Wild. Andererseits lebt dadurch eine lange
vergangene, frühbürgerliche Kultur wieder
auf, was einen eigenen Reiz besitzt. Außer-
dem gewinnt man bei der Lektüre, die sich
ohne Weiteres auch auf einzelne Kapitel be-
schränken lässt, einen interessanten Einblick
in den damaligen Wissensstand – das Buch
Geitners erschien zwei Jahre ehe John Dal-
tons epochemachendes „New System of Che-
mical Philosophy“ den Grundstein der mo-
dernen chemischen Atomtheorie legte.

Der 20 Seiten umfassende Kommentar am
Ende des Buches beschreibt kurz das Le-
ben Geitners und erläutert die bildungsge-
schichtlichen Zusammenhänge, in die der
„Chemisch-technologische Robinson“ hi-
neingehört. Alles in allem ist dem Verleger
Hans-Henning Walter ein reizvolles Buch zu
verdanken, das uns einen Blick in die Früh-
zeit der naturwissenschaftlichen Chemie wie
der frühbürgerlichen Bildungswelt werfen
lässt.

Prof. Dr. Claus Priesner, München

Thomas E. Levy u. a.:
Masters of Fire. Hereditary Bronze Casters
of South India

Bochum: Deutsches Bergbau-Museum
2008 (144 S., 111 farb. Abb.) 29,50 €
(= Veröffentlichungen aus dem Deutschen
Bergbau-Museum Bochum. 162)

Handwerkern bei ihrer Arbeit über die Schul-
ter zu schauen, ist spannend, interessant und
vor allem belehrend. Genau das haben der
amerikanische Archäologe Thomas E. Levy
und seine Frau Alina, eine gebürtige Inde-
rin, getan. In der mittelbar an Sri Lanka (Cey-
lon) grenzenden, südindischen Provinz Tamil
Nadu ist Metallverarbeitung seit dem 3. Jahr-
hundert unserer Zeitrechnung Tradition.

Ihr Buch ist eine spannende, lückenlos do-
kumentierte Reportage über die hier arbei-
tenden Bronze (Messing)-Handwerker und
ist – nach Auffassung der Autoren – zugleich
ein Plädoyer für die neue Disziplin der Eth-
no-Archäologie. Darunter versteht man den
Fortbestand von Techniken und Fertigkeiten,
die einer langen Tradition folgen und von
neuzeitlichem Fortschritt weitgehend unbe-
einflusst geblieben sind. Diese Prämisse trifft
hier nur bedingt zu, denn die Metallhand-

werker haben sich durchaus den Gegeben-
heiten der Neuzeit angepasst. In zahlreichen
Werkstätten in der Provinz Tamil Nadu, die
religiöse Idole, Figuren und Ornamente her-
stellen, lässt sich der Werdegang bei der auf-
wendigen Fertigung von Metallartefakten
verfolgen. Das Ehepaar Levy hat sich in den
Werkstätten des Dorfes Swamimalai umgese-
hen, und die Handwerker konnten den Besu-
chern jeden einzelnen Schritt der Fertigungs-
abfolge vorführen.

Hier wird der Guss von Figuren, Statuen usw.
nach dem Wachsaußschmelzverfahren noch
heute in fast gleicher Weise vorgenommen
wie vor zweitausend Jahren. Im Unterschied
zu früheren Zeiten wird jetzt aber Messing
statt Bronze als Gusslegierung der Wahl ver-
wendet. Von den Objekten (meistens buddhis-
tische oder Hindu-Götterstatuen), die in Me-
tall gegossen werden sollen, wird zunächst ein
Wachsmodell gefertigt, das in allen Einzelhei-
ten dem späteren Metallobjekt entspricht. Die-
ser Wachskorpus oder -kern wird anschlie-
ßend mit einer Hülle aus feuchtem Ton oder
Lehm umkleidet. Nach dem Trocknen des um-
mantelten Wachsobjekts und anschließendem
behutsamen Erhitzen des Wachsmodells mit
Tonhülle wird der Wachskern zum Schmel-
zen gebracht. Das auslaufende Wachs wird
zur späteren Wiederverwendung aufgefan-
gen. Die noch fragile Hohlform enthält nun
das Negativabbild der herzustellenden Figur.
Um dem Einguss der schmelzflüssigen Legie-
rung (Bronze, Messing) standzuhalten, muss
diese Hohlform noch durch zusätzlichen Ton-
oder Lehmauftrag und Drahtbandagen ver-
stärkt und bei höherer Temperatur gebrannt
werden. Bei ca. 1000 °C erfolgt der Guss aus
einer Legierung, die vorab in einem Graphit-
tiegel erschmolzen wurde. Nach dem Guss
und dem Zerschlagen der gebrannten Form
muss das gegossene Objekt von Gusskanä-
len und von Oberflächenverunreinigungen
befreit werden. Nach dem Glätten und Polie-
ren ist der langwierige Herstellungsvorgang
beendet, der noch weitere Details beinhaltet,
welche im Buch konsequent abgebildet und
erläutert werden.

Das Wachsaußschmelzverfahren ist eine weit-
verbreitete Technik zur Herstellung von ge-
gossenen Metall-Unikaten. Jeder zu gießende
Gegenstand erfordert eine eigene Form, die
nur einmal gebraucht werden kann. Die süd-
indischen Werkstätten arbeiten zwar nach
althergebrachten Überlieferungen, passen
sich aber auch moderner Technik an. Wäh-
rend früher handbetriebene Blasebälge zum
Anfachen der Glut eingesetzt wurden, sind
heute kleine Turbinengebläse gebräuchlich,
die von Hand oder elektrisch betrieben wer-
den. Auch der Einsatz von Graphittiegeln

zum Legierungsschmelzen ist eine Konzessi-
on an die Neuzeit.

Das „Cire perdue“- oder Wachsaußschmelz-
verfahren ist keineswegs eine Gusstechnik,
die nur noch in Traditionszentren, wie der
südindischen Provinz Tamil Nadu, prakti-
ziert wird. In Juwelierwerkstätten weltweit
wird gleichermaßen verfahren, auch wenn
es sich nicht um den Guss von Figuren, son-
dern in der Regel nur um den Guss kleinerer
Schmuckstücke handelt. Auch die vielen
Handwerker und Künstler in den Gießereien
von Benin City/Nigeria setzen ebenfalls eine
jahrhundertealte Tradition fort.

Die dort hergestellten Groß- und Kleinstatu-
en von afrikanischen Königinnen und Köni-
gen usw. sind sowohl moderne Plastiken als
auch Kopien älterer Ahnendarstellungen. Die
berühmten Benin-Bronzen aus dem 15. bis
19. Jahrhundert sind geschätzte Zeugnisse
afrikanischen Kunsthandwerks. Sie werden
fälschlich Bronzen genannt, obwohl es blei-
haltige Messinglegierungen sind. Der hohe
Wert alter Benin-Bronzen ist nur zu häufig
Anlass für die Fabrikation von Fälschungen.
Die modernen Werkstätten in Benin City und
an benachbarten Orten beherrschen die Her-
stellungstechnik so perfekt, dass nur spezielle
Isotopenanalytik (Blei 210-Methode) alte von
neuen „Bronze“-Objekten zu unterscheiden
vermag. Der Glockenguss in europäischen
Werkstätten wird auch immer noch so vorge-
nommen, wie in Schillers Gedicht beschrie-
ben; ebenfalls eine ungebrochene Tradition.
Die stereotype Wiederholung des Begriffes
Ethno-Archäologie im Text, bezogen auf die
Tätigkeiten der Metallgießer in der Tamil Na-
du-Provinz, ist eigentlich nicht gerechtfertigt.
Hier wird – wie anderenorts – schließlich nur
Bewährtes beibehalten und Tradition in die
Gegenwart übernommen.

Ein bemerkenswertes Kapitel ist dem Ver-
werten von Gussabfällen gewidmet. Ein
Wanderhandwerker, der sich auf die Rück-
gewinnung metallischer Produktionsabfälle
spezialisiert hat, zieht in regelmäßigem Tur-
nus von Werkstatt zu Werkstatt. Er ist mit ei-
nem Spatel, einer Waschschißel und einem
starken Magneten ausgerüstet. Die oberste
Schicht der Werkstattböden in den von ihm
aufgesuchten Betrieben wird geschlämmt.
Dabei sondern sich die darin noch enthalte-
nen, metallischen Fabrikationsreste ab. Wie
beim Goldwaschen werden mit der Schiße-
l die schweren von den leichten Anteilen ge-
trennt. Eisenanteile (Werkzeugfragmente o.
ä.) werden mit dem Magneten ausgesondert.
Von den Wandungen gebrauchter Schmelz-
tiegel lassen sich mit einem Spatel oder klei-
nen Meißel etwaige Metallkrusten entfernen.
Die durch die Aufbereitung von Werkstatt-

böden und von Tiegelwänden abgekratzten Metallreste sind brauchbarer Rohstoff und Legierungszusatz für weitere Gussvorhaben. Sie werden gesammelt und in offenen Sandformen zu Barren geschmolzen.

Ein geschickter und gelungener Brückenschlag gelingt den Autoren durch die Verknüpfung von prähistorischen Bronzefunden aus Israel und den Werkstätten von Tamil Nadu. Eines der spektakulärsten Objekte aus dem Hortfund von Nahal Mischmar (4500-3600 v. Chr.) im jüdischen Bergland ist ein Szepter- oder Standartenaufsatz in Form eines doppelköpfigen Steinbocks. Nach einer Fotovorlage wurde ein Messing-Replikat dieses Bronzesaufsatzes in Originalgröße (11 cm x 14 cm, Gewicht 335 g) in einer der Traditionswerkstätten im indischen Ort Swamimalai hergestellt. Es entspricht in jeder Hinsicht – vom Materialunterschied abgesehen – dem sechstausend Jahre alten Original.

Warum aber in einem Schlusskapitel noch die Ausgrabung eines eisenzeitlichen (ca. 8. Jahrhundert v. Chr.) Kupferverhüttungsplatzes in Jordanien behandelt wird, ist nicht sofort ersichtlich. Das Argument, auf die Rohstoffbasis früher Metallhandwerker eingehen zu müssen, klingt nicht überzeugend. Zum einen sind die Nahal Mischmar-Bronzen ca. drei Jahrtausende älter als das beschriebene jordanische Verhüttungszentrum, zum anderen stammt das Kupfer für die Nahal Mischmar-Szepter sehr wahrscheinlich aus anderen Quellen. Weil der Autor Thomas Levy aber maßgeblich an den Ausgrabungen des Schmelzplatzes Khirbet-en-Nahas (arab. „Kupfer-Ruinen“) in Jordanien beteiligt war, hat er durch diesen Anhang auf die Resultate seiner archäologischen Feldforschung aufmerksam machen wollen. Das ist eine verzeihliche Konzession an das Mitteilungsbedürfnis von Wissenschaftlern, aber ein Bezug zu den „Masters of Fire“ in Indien besteht wirklich nicht.

Das im quadratischen Format (22 cm x 23 cm) vorliegende, sorgfältig gedruckte Buch nimmt man gerne zur Hand; zum einen um die ausgezeichneten und aussagekräftigen Bilder zu betrachten, zum anderen um den informativen Text zu lesen. Den manchmal etwas überschwänglichen, blumigen Stil verzeiht man den Autoren. Sie waren schließlich gerne geduldete Gäste in einer fast zunftmäßig organisierten Traditionsgemeinschaft von routinierten Gusshandwerkern. Durch ihren Augenzeugenbericht lassen sie uns in dankenswerter Weise an ihren Erlebnissen, Beobachtungen und ihrer Begeisterung teilnehmen.

Prof. Dr. Hans-Gert Bachmann, Hanau

**Franz Hufnagl:
Die Maut zu Gmunden.
Die Entwicklungsgeschichte des
Salzkammergutes**

Wien: Böhlau Verlag 2008 (611 S., zahlr. S/W-Abb.) 49,- €

Dieses Buch ist die etwas gekürzte Fassung der Dissertation des 2002 im Alter von 82 Jahren verstorbenen Verfassers, die er im Alter von 79 Jahren im Jahre 1999 als ordentlicher Hörer an der geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Salzburg mit dem ursprünglichen Titel „Die landesfürstliche Stadt Gmunden als Sitz der Kammergutsverwaltung – Die Stadt im Spannungsfeld mit den Habsburgern und deren Salzamtännern“ vorgelegt hat. Herausgeber ist der Sohn des Verfassers, Dr. Franz Hufnagl, sein Vater, wirkl. Hofrat Dr. jur. Dr. Franz Hufnagl, war von 1973 bis 1985 Bezirkshauptmann von Gmunden, der schon in den 1980er-Jahren als Initiator, Herausgeber und Mitautor einer Geschichte des Bezirks Gmunden und aller seiner Gemeinden als Historiker hohes Ansehen genoss. Nach dem Ende seiner behördlichen Tätigkeit widmete er sich ganz der historischen Wissenschaft und erwarb in einem achtjährigen Studium die zwei Doktorate.

Das Buch spannt einen weiten Bogen vom prähistorischen Salzbergbau bis in das 20. Jahrhundert. Der größte Teil des Buches (456 Seiten) betrifft jedoch die Zeit nach der Stadtwerdung Gmundens als Salzzumschlagplatz und Versorgungszentrum des „Ischllandes“, d. h. des „historischen Salzkammergutes“, seit dem Ende des 13. Jahrhunderts. Insgesamt umfasst der behandelte geografische Raum das von der Traun und Alm durchflossene Gebiet zwischen dem Dachstein (2996 m) im Süden und dem Bezirk Wels-Land im nördlichen Alpenvorland. In diesem kleinen Gebiet von 60 km Länge (N-S) und maximal 40 km Breite (W-O) hat sich eine unerhört komplexe Geschichte abgespielt, bedingt durch die wirtschaftlich überregional bedeutenden Salzvorkommen um Hallstatt, den vielfachen Wechsel der Landesherren sowie die Einteilung in vier kleine administrative Einheiten, der so genannten Landgerichte.

Der Autor hat eine gewaltige Menge an Material für seine Untersuchungen durchforscht und eine höchst facettenreiche Historie dargestellt, die den Leser allein schon bei der Durchsicht des 21 Seiten umfassenden Inhaltsverzeichnis in Erstaunen versetzt. Ein detailliertes Verzeichnis zeigt den Umfang der ausgewerteten Quellen, die sich in Wien, Oberösterreich, Niederösterreich, der

Steiermark, aber auch in Tirol und im Bayerischen Hauptstaatsarchiv befinden. Das Oberösterreichische Salzkammergut wurde von der „Niederösterreichischen“, der „Steiermärkischen“ und der „Innerösterreichischen“ Kammer verwaltet. Eine Analyse der Quellenlage und eine Beschreibung des Schicksals mancher Quellen sind zweifellos für viele Leser von besonderem Interesse. Die geografische Verteilung der Quellen spiegelt die mehrmals stattgefundenen grundlegenden Veränderungen der politischen Lage, der sozialen sowie der wirtschaftlichen Umstände für die Verwaltung des Kammergutes wider. Wechselnde Behördenzuständigkeiten führten zu der Verteilung einschlägigen Quellenmaterials in einer Vielzahl von Archiven in Wien, Linz, Graz, Salzburg, Innsbruck und München. An manchen Orten wurden noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch menschlichen Unverstand wertvolle Aktenbestände vernichtet. Außerdem erlitt die Stadt Gmunden zwischen dem 14. und 19. Jahrhundert mehrmals katastrophale Brände, denen auch wertvolles Quellenmaterial zum Opfer fiel. Trotzdem stand dem Autor ein riesiges Material aus den behördlichen Archiven, insbesondere aus dem oberösterreichischen Landesarchiv zur Verfügung. Dort befinden sich auch die Salinenarchive von Hallstatt und Gmunden, die zu den ältesten Archiven Oberösterreichs zählen.

Gmunden hatte als eine landesfürstliche Stadt wegen seiner Funktion als Mautstelle (Zollstelle) und Salzzumschlagplatz für den Landesherrn schon ab dem 12./13. Jahrhundert eine besondere Bedeutung erlangt. Es war Sitz der staatlichen „Kammergutsverwaltung“ für das landesfürstliche Salzwesen mit allen seinen Zweigen, die der „Salzamtmann“ leitete. Die Erträge des „Kammergutes“ flossen in die „Kammer“, das Finanzamt, des Landesherrn. Daneben bestand die Gemeindeverwaltung. Da der Salzamtmann dem Landesherrn direkt unterstand und somit im Namen der Herrschaft seine Entscheidungen traf, war er gegenüber der Gemeindevertretung ein übermächtiger Mann. Die „Kammergutsverwaltung“ schloss auch eine eigene Gerichtsbarkeit ein. Über die Erträge der so bedeutenden Salzwirtschaft konnte der „Salzamtmann“ ohne Mitsprache der Landstände verfügen. Durch diese Konstellation waren Spannungen programmiert. Der Autor hat es übernommen, die Ursachen dieser Spannungsfelder zu erforschen, wie sie zwischen dem Landesfürsten bzw. dessen Vertreter und der Stadtgemeinde entstanden, und wie die Auswirkungen auf die Gemeinde und andere Betroffene waren. Diese Thematik ist zwangsläufig vernetzt mit den Er-

eignissen im ganzen Umfeld, politischen und kriegerischen Ereignissen, Streitigkeiten zwischen den Machträgern, den Landesfürsten, den Landständen oder der Kirche, sowie den Verhältnissen in ganz Österreich und den Nachbarländern. Relevante Einzeldarstellungen in der umfangreichen Literatur hat der Autor einbezogen und durch zahlreiche Fußnoten dokumentiert. Eine Zusammenschau, ein Gesamtbild der geschichtlichen Entwicklung der Stadt Gmunden und des Salzkammerguts wurde jedoch erst von ihm in diesem Buch erarbeitet.

Gmunden war schon im Mesolithikum (12 000-5000 Jahre vor Chr.) ein bedeutender Siedlungsplatz. Funde aus der „Hallstattzeit“ (8. bis 5. Jh. vor Chr.) und der La-Tène-Zeit (5. Jh. bis Chr. Geburt) sind wohlbekannt. Die Römer haben bis etwa 480 nach Chr. in der Region gesiedelt. Salzproduktion am Hallstätter Salzberg ist bereits für die Zeit zwischen dem 13. und 11. Jh. vor Chr. nachgewiesen. Auch die Römer haben dort Salz produziert. Die Zeit bis zum Abzug der Römer im Jahre 488 und dem Ende des Weströmischen Reiches wird zusammenfassend dargestellt. Abschließend und als Übergang zum Hauptteil des Buches folgt eine detaillierte Abhandlung über die allgemeinen Grundlagen der Salzwirtschaft mit Definitionen der Begriffe Banngewalt, königliche Einkünfte, Bergrecht, Grundherrschaft, des Lehenswesens mit juristischen Einzelheiten sowie der Entwicklung und Bedeutung der „Regalien“, insbesondere für die Salzwirtschaft, die untrennbar mit dem „Waldwesen“ wegen des Bedarfs für die Feuerung der Salinen verbunden war.

Der Autor hat den Hauptteil seiner Abhandlung in eine Gliederung von sechs historischen Perioden aufgeteilt, die jeweils in zahlreiche Abschnitte untergliedert sind. Die Einteilung beruht auf Einschnitten in der Entwicklung des Gebietes.

Die erste Periode reicht von 476 bis 1273/78 vom frühen Mittelalter bis zur Stadtwerdung Gmundens. Für die Salzerzeugung in Hallstatt und Ischl im Frühmittelalter (488 bis 907 oder 976) gibt es keine urkundlichen Nachweise. Erst nach der Entstehung des Herzogtums Österreich im Laufe einer recht verwirrenden Geschichte von Fürstenhäusern und dessen Untergang 1278 begann die 640-jährige Herrschaft der Habsburger mit König Rudolf I. In der Zwischenzeit hatten sich das Nonnenkloster Traunkirchen und der Landesfürst die Rechte an den Bodenschätzen geteilt. Der für Ischl in den Jahren 1262/63 gesicherte Salzbetrieb ist wahrscheinlich landesfürstlich gewesen. Dass die Nonnen von Traunkirchen schon vor 1305 Salzrechte besessen haben, gilt als erwiesen.

Die zweite Periode ist die Zeit von 1273/78 bis 1493 und überdeckt in Gmunden die Einrichtung der Kammergutsverwaltung und die Zeit bis zur Reformierung des Salzwesens durch Maximilian I. Hier entwickelt sich die Salzwirtschaft zur städtischen Wirtschaftsgrundlage. Nach einer anspruchsvollen Darstellung der Einzelheiten im Ablauf der Fürstenfolge und deutschen Kaiser, die einen Einfluss auf die territoriale Entwicklung der Region hatten, folgt die sehr detaillierte Historie der Stadtwerdung Gmundens mit Berücksichtigung ihrer geografischen Lage. Die Lage am Nordende des Traunsees, beim Ausfluss der Traun, auf der das Salz aus dem „inneren Salzkammergut“ nach Norden zur Donau transportiert wurde, bot sich deshalb als Mautplatz (Zollstelle) an, weil die Traun nicht auf ihrer ganzen Länge schiffbar war. Ab dem Nordende des Traunsees musste der Transport ein Stück auf dem Landwege weitergehen. Eine West-Ost Landhandelsroute führte auch über diesen Punkt. So hatte sich hier schon ab dem 11. Jahrhundert ein bedeutender Siedlungsplatz entwickelt.

Ab 1311 war die Salzgewinnung im Gebiet Hallstatt südlich von Gmunden in vollem Gange, und bald war das „Gmundener Salz“ ein weit bekannter Handelsbegriff. Ab dem Ende des 13. Jahrhunderts häufen sich die urkundlichen Hinweise, dass Gmunden sich zu einer von den Landesherren privilegierten Ortschaft mit eigener Verwaltung entwickelte. Um 1313/30 wurde Gmunden Sitz der „Kammergutsverwaltung“. Die Salzhandelsstadt wurde zum Zentralort der landesfürstlichen Verwaltung für die österreichischen Regalien. Als Böhmen und Ungarn 1526/27 von Österreich einverleibt worden waren, avancierte es zur Salzhandelsmetropole der gesamten habsburgischen Erbländer. Im 15. Jahrhundert wurde das Salzhandelswesen in Gmunden ganz oder auch in Teilen periodisch an Bürger verpachtet, weil der Kaiser glaubte, dadurch Einnahmesteigerungen erzielen zu können.

Die Salzvorkommen in Hallstatt und den anderen „Salzbergen“ sind an das so genannte Haselgebirge gebunden, das aus einem Brekzien-Gemisch aus ursprünglich geschichtetem Sandstein, Ton, Anhydrit, Gips und Steinsalz mit Nebensalzen besteht (Oberes Perm-Unterste Trias, Salzgehalt 10-70 %; G.S.). Die Solegewinnung erfolgte zu Anfang an der Erdoberfläche durch Auslaugung dieses salzhaltigen Gesteins, das bergmännisch unter Tage gewonnen wurde, später jedoch in „Sinkwerken“ und „Schöpferwerken“ bzw. Ablassstollen, die durch verschiedene bergmännische Verfahren aufgeföhren wurden. Das Endprodukt war Siedesalz wie in den andernorts bekannten Salinen.

Einer Untersuchung über die Neuordnung des Salzwesens in Hallstatt durch die Königin Elisabeth im Jahre 1311 und der Verlegung der obersten Salzverwaltung von Hallstatt nach Gmunden folgt eine ausführliche Darstellung der landesfürstlichen Stadt Gmunden, ihrer Verwaltungsstruktur, ihres Gemeinwesens, der Ämter und der Salzwirtschaft mit allen technischen, ökonomischen, administrativen und logistischen Aspekten. Im Salzhandel zeigten sich auch schon monopolistische Bestrebungen, da die Landesfürsten außer dem Erzeugungsauch das Handelsmonopol beanspruchten. Dies führte zu Auseinandersetzungen mit den Konkurrenzsalinen, insbesondere im bayerischen und salzburgischen Raum.

Spannungen zwischen den Bürgern von Hallstatt und Lauffen, darunter Salzarbeiter sowie Schiffsleute, und dem Salzamtman, d. h. der Obrigkeit, und Pächtern über zu geringe Löhne führten 1392 zu einem Aufstand, der blutig niedergeschlagen wurde. Rädelsführer wurden eingekerkert, geblendet oder erhängt. In den folgenden Jahrhunderten folgten noch einige andere Rebellionen gegen den Landesfürsten.

Die dritte Periode von 1493 bis 1740 (bis zur Kaiserin Maria Theresia) war die Blütezeit des Gmundener Salzwesens, allerdings unterbrochen durch schlimme Notzeiten. Das Kapitel wird eröffnet mit einem geschichtlichen Überblick ab dem Regierungsantritt Maximilians I. und den folgenden Verhältnissen im „Heiligen Römischen Reich“ sowie im Erzherzogtum Österreich. Die Entwicklung der Salzwirtschaft im Salzkammergut war in hohem Maße von den politischen und wirtschaftlichen Erfolgen der jeweiligen Landesfürsten abhängig. In die Periode fällt der Ausbau der „Monarchischen Union“ in den Ländern des Hauses Österreich, die durch den gemeinsamen Herrscher zusammengehalten wurden. In diesem Rahmen begann unter König Maximilian I., dem späteren Kaiser, der Aufbau landesfürstlicher Verwaltungen und Behördenapparate. Bestimmte Aufgaben, die nicht von einer Mitwirkung der Stände betroffen waren, wurden jedoch allmählich aus der Länderkompetenz herausgelöst und auf die Ebene der „Monarchischen Union“ transformiert. Dies rief in den einzelnen Ländern die Opposition der Stände auf den Plan. Verschärft wurde der Konflikt im 16. Jahrhundert durch die Glaubensspaltung – insbesondere, als am Ende des 16. Jahrhunderts die dem katholischen Glauben treu ergebenden Landesfürsten die Gegenreformation begannen. Die mehrheitlich dem Protestantismus anhängenden Landstände der habsburgischen Länder nahmen zur Wah-

zung ihrer Glaubensfreiheit das Widerstandsrecht für sich in Anspruch. Gmunden galt ab der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts als „lutherisches Nest“; dies hatte schwerwiegende Konsequenzen.

Es folgt eine Abhandlung über die politische und territoriale Entwicklung des „Landes ob der Enns“ in Niederösterreich, zu dem das Salzkammergut gehörte. Die Landeshauptstadt war Linz. Dort tagte der Landtag der Stände im „Landhaus“. Den Vorsitz dabei führte der Landesherr oder sein Vertreter, der Landeshauptmann. Hier ging es vorwiegend um die vom Landesherrn angeforderten Steuersummen, jedoch auch um interne Angelegenheiten der Landstände. Die Aufgabe der einzelnen Behörden und der wichtigsten Beamten werden beschrieben. Auch die fürstliche Finanzverwaltung hatte ihren Sitz in Linz. Das unter der Leitung des Salzamtmannes stehende Salzkammergut in Gmunden unterstand jedoch seit 1527 direkt der Wiener Hofkammer, nicht dem Landeshauptmann, und bildete einen vom übrigen Land weitgehend separierten „Salzverwaltungsbezirk“ bzw. „Salzwirtschaftsstaat“. Diese Sonderstellung wurde erst 1783 durch Kaiser Joseph II. aufgehoben, der die Kammergutsverwaltung der zu dieser Zeit neu geschaffenen Regierung in Linz unterstellte.

Nach Maximilian I., der im Zuge seiner umfassenden Reformierung des Salzwesens sechsmal im Salzkammergut weilte, haben von den zehn auf ihn folgenden Kaisern nur drei das Salzkammergut besucht. Die Reformierung des Salzwesens unter Maximilian I. wird im Folgenden akribisch dargestellt. Diese betraf nicht nur das Salzkammergut (Hallstatt, Ebensee, Ischl und Aussee), sondern auch Hall in Tirol. Im Salzkammergut wurden neue Stollen aufgeföhren, neue Sudpfannen gebaut, eine Soleleitung von Hallstatt nach Ebensee verlegt und das Holzwesen neu geordnet. Gleichzeitig wurde die Verwaltung des Salzwesens in Gmunden durch das landesfürstliche (kaiserliche) Salzamt gestrafft und durch zusätzliche Verwaltungsstellen in Hallstatt, Ischl und Ebensee erweitert. Dem gegenüber stand die bürgerliche Selbstverwaltung der landesfürstlichen Stadt Gmunden und anderer Orte. Dazu kamen noch diverse grundherrschaftliche Verwaltungen mit der Kompetenz eines Land- oder Niedergerichtes (Herrschaft Wildenstein, Kloster Traunkirchen und andere). Im Ganzen eine für den Rez. verwirrende Situation.

An der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert war die Salzproduktion in Hallstatt schon so stark angestiegen, dass für die Überproduktion neue Märkte gesucht wurden. Dadurch ergab sich eine Konkurrenz zum Salz aus Hal-

lein und Schellenberg im Salzburgischen. Die allgemeine Darstellung des Salzhandels der Periode schließt auch eine Betrachtung der gebräuchlichen Hohlmaße, Gewichte, Längen- und Flächenmaße, sowie Mengen- und Zählmaße ein; wie immer mit der Problematik der Umrechnung in heute gebräuchliche Einheiten. Hier wäre eine tabellarische Darstellung hilfreich gewesen. Im Jahre 1840 wurden die „Kammergutsmaße“ schließlich gegen die so genannten Linzer Maße ausgetauscht. Doch das metrische System wurde in den österreichischen Salinen erst 1876 eingeföhrt, nachdem sich Österreich der metrischen Konvention per Gesetz 1871 angeschlossen hatte.

Der sozialen Gliederung der Bevölkerung Gmundens und ihrer sehr differenzierten Rechtsstellung im Zusammenhang mit der Salzwirtschaft ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Die Bürger mit Haus- und Hofbesitz innerhalb der Stadtmauern hielten die vom Landesfürsten gewährten Privilegien: Vor allem den Handel mit Salz, Getreide, Wein und Kaufmannswaren aller Art sowie die Ausübung der Gastwirtschaft. Da sie Arbeitgeber eines großen Teils der übrigen Stadtbewohner waren, so waren diese weitgehend von ihnen abhängig. Stadtgericht und Rechtspflege entwickelten sich aus dem österreichischen Gewohnheitsrecht und der Gerichtsordnung, die Kaiser Friedrich III. im Jahre 1494 erlassen hatte. Weitere Strafgesetzzordnungen erließen Maria Theresia 1769 und Kaiser Joseph II. 1787/88. Bis in das 18. Jahrhundert gab es neben gewöhnlichen Vergehen wie Betrug, Diebstahl und Mord die Tatbestände Hexerei, Zauberei und Religionsdelikte sowie grausame Strafen und die Folter, die erst 1776 abgeschafft wurde.

Besondere Ereignisse des 16. bis 18. Jahrhunderts mit nachhaltigen Folgen für die Bevölkerung und die Salzwirtschaft im Salzkammergut werden auf 115 Seiten abgehandelt. Dieser Teil liest sich ganz besonders wie ein Geschichtsbuch, da der Autor die von außen kommenden und wirkenden Bewegungen sowie kriegerischen Ereignisse als Rahmenbedingungen ausführlich beschreibt: Reformation und Gegenreformation, Verbreitung des Protestantismus im Salzkammergut ab 1521/24, der Kampf der Bevölkerung um Glaubensfreiheit und ihre Unterdrückung im Zuge der Gegenreformation, mehrfache Aufstände der Bevölkerung bis 1712, deren blutige Niederschlagung und die erzwungene Auswanderung oder Aussiedlung der Protestanten. Katastrophale Auswirkungen auf die Salzwirtschaft hatten die drei oberösterreichischen Bauernkriege, insbesondere die Besetzung der Stadt Gmunden durch

die Bauern 1626, die Rückkehr der katholischen Kaiserlichen in die Stadt mit anschließender Belagerung durch die Bauern, welche durch ein bayerisches und kaiserliches Entsatzheer Ende 1626 geschlagen wurden. Tausende von Bauern wurden dabei getötet und die Rädelsführer, nachdem sie zwangsweise zum katholischen Glauben übergetreten waren, in Linz grausam hingerichtet. Nach Ende des Dreißigjährigen Krieges 1648 wurden der protestantische Adel und die protestantische Bevölkerung vertrieben.

Überregionale politische Ereignisse mit Rückwirkungen auf die Salzwirtschaft und die Bevölkerung im Kammergut waren die wegen der Sonderabgaben („Türkensteuer“) kostspielige Abwehr der Türkengefahr im Osten des Reiches (bis 1739) und der Spanische Erbfolgekrieg von 1701 bis 1714.

Um 1620 waren die Bürgerschaft Gmundens und die übrige Bevölkerung des Salzkammergutes überwiegend protestantisch. Auch die Wiedertäufer fanden in Oberösterreich vorübergehend Anhänger, bis 150 von ihnen 1527/28 hingerichtet wurden. Der evangelische Glaube setzte sich zeitweilig auch in der landesfürstlichen Kammergutsverwaltung durch. Einem evangelischen Salzamtman folgte jedoch 1600 ein katholischer, der den Salzarbeitern befahl, entweder katholisch zu werden oder auszuwandern. Das Ergebnis war eine Revolte, die mit von außen herangeföhrtter Waffengewalt niedergeschlagen wurde.

Der Versuch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die angestrebte Rekatholisierung durchzusetzen, gelang nur unvollständig. Der Autor liefert anschließend eine „skizzenhafte“ Darstellung einzelner besonders bedeutsamer Ereignisse für die Weiterentwicklung der Kammergutsverwaltung in diesem Umfeld und der materiellen wie konfessionellen Notzustände der Bevölkerung. Schließlich entwickelte sich ein Geheimprotestantismus, gegen den mit den brutalsten Mitteln und Gesinnungsterror unter Kaiser Karl VI. (1711-1740) vorgegangen wurde. Viele wertvolle Fachkräfte gingen dem landesfürstlichen Salzwesen durch die Zwangsverschickung der Evangelischen verloren. Den nach Siebenbürgen Deportierten wurden ihre Kinder noch belassen.

Die vierte Periode betrifft die Salzwirtschaft in der Zeit Maria Theresias und der Kaiser Joseph II. und Leopold II. Nach der Abwehr der Türkengefahr war Österreich zu einer Großmacht geworden. Als Kaiser Karl VI. 1740 ohne männliche Nachkommen verstarb, trat seine älteste Tochter Maria Theresia im Alter von 23 Jahren sein Erbe an. Sie sah sich sofort von Preußen und Bayern angegriffen. Es

folgten ab 1740 drei Kriege mit Preußen um Schlesien, und 1741 besetzte Bayern für ein knappes Jahr mit Unterstützung Frankreichs im Westen „Österreich ob der Enns“ mit dem Salzkammergut. Damit begann der „Österreichische Erbfolgekrieg“, der erst 1748 nach allgemeiner Anerkennung der 1745 erfolgten Wahl des Gemahls von Maria Theresia, Herzog Franz Stefan von Lothringen, zum Kaiser des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ beendet wurde. Das Haus „Habsburg-Lothringen“ hat dann bis 1918 Österreich regiert.

Die alte Ordnung der Verwaltung und des Justizwesens erfuhr durch die Reformen Maria Theresias und Josephs II. so einschneidende Veränderungen. Die Hauptziele waren: Erst die Zurückdrängung, dann unter Joseph II. die weitgehende Ausschaltung des Einflusses der Stände und die Schaffung eines zentralistisch organisierten und absolut regierten Einheitsstaates mit aller Macht vereinigt in der Hand des Monarchen. Der Staat drang somit in Entscheidungsbereiche vor, die bisher den Grundherren, dem Klerus, dem Adel und der Bürgerschaft überlassen waren.

Die Kammergutsverwaltung befand sich beim Regierungsantritt Maria Theresias in einem völlig zerrütteten Zustand. Die Wiener Regierung hatte sich seit 1707 kaum darum gekümmert und die milde Amtsführung des Salzamtmannes hatte zu argen Missständen geführt. Maria Theresias Reformen und die ihrer Söhne hatten sowohl für die Kammergutsverwaltung als auch für die Salzwirtschaft und schließlich das ganze Salzkammergut tiefgreifende Auswirkungen. Übernahme des Betriebes in Eigenregie war oberstes Ziel. Durch eine straffere Führung der Verwaltung und die Ausübung des Salzhandels in Eigenregie sollten höhere Einnahmen erzielt werden. Die Kompetenzverteilung zwischen dem Salzkammergut und dem Landeshauptmann wurde grundlegend neu geregelt, was im Einzelnen beschrieben wird.

Maria Theresia war eine streng katholische Frau. Am Anfang ihrer Regierungszeit ging sie jedoch noch nicht mit Härte gegen die Protestanten vor. Da sie den absolutistischen Anspruch des Staates vertrat, nahm sie eine Reihe einschneidender Eingriffe in die Rechte der Kirche vor, soweit diese den Staat beeinträchtigten. Nachdem 1751/52 wohlhabende Bauern im Bezirk Gmunden öffentlich für den Protestantismus eintraten, begann sie diesen planmäßig zu bekämpfen. Die harte Linie wurde schließlich 1777 gesetzlich verankert durch die „Religionsverordnung gegen Freigeister, Religionsverachtung und Unglauben“.

Im inneren „Salzkammergut“ nahm die Verfolgung der Evangelischen durch die Obrig-

keit und den Klerus besonders extreme Formen an. Die evangelischen Christen konnten bis zum Erlass des „Toleranzpatents“ durch Joseph II. 1781 ihren Glauben nur insgeheim ausüben. Auch danach waren sie, wie andere Bekenntnisse, gewissen Einschränkungen unterworfen. In den 1750er-Jahren wurden verstockte Protestanten nicht auf dem Friedhof, sondern anderswo begraben. Evangelische wurden bespitzelt und denunziert, und unter psychischen Druck gesetzt, sich zum katholischen Glauben zu bekennen. 1752 erging sogar ein kaiserliches Reskript, das den Obrigkeiten befahl, die ihnen denunzierten Lutheraner einzusperren. Der Autor schildert zahlreiche Beispiele der Unterdrückung der Evangelischen in Gmunden und Umgebung bis zur Anwendung von Zwangsmitteln bei den weitgehend erfolglosen Bekehrungsversuchen, die in der Inhaftierung ganzer Bauernfamilien mit anschließender Deportation nach Siebenbürgen gipfelte, wobei Mütter von ihren Kindern getrennt wurden. Die Kinder wurden in das „Konversionshaus“ nach Kremsmünster gebracht. Manche Evangelische verlangten unter dem Druck der katholischen Missionäre auch selber die Auswanderung. Viele dieser Aussiedler fanden im siebenbürgischen Sachsenland keine gesicherte Existenz und kamen als arme Lohnarbeiter um. Einzelne Irrgläubige wurden viele Jahre eingekerkert.

Die harte Bekämpfung des Protestantismus betraf die Salzberg- und Salinenarbeiter genauso wie die Bauern und die übrige Landbevölkerung. Von 1752 bis 1757 wurden aus Oberösterreich insgesamt 2042 Protestanten nach Siebenbürgen deportiert, allein aus dem Missionsdistrikt Gmunden wurden bis 1758 an die 815 Einwohner nach Ungarn und Siebenbürgen verschickt. Auch hier wurden auf brutalste Weise Eheleute getrennt und ihnen die Kinder genommen. Der Autor revidiert hier das Bild der Kaiserin Maria Theresia als kinderliebe Landesmutter!

Rigore Reformen eines Salzamtmanns Freiherr von Sternbach, der 1743 sein Amt antrat, brachten für die Verwaltung und Effizienz der Salzwerke in Hallstatt, Ischl und Ebensee sowie für das von alters her mit unzähligen Vergünstigungen belastete Waldwesen große Fortschritte. Soziale Spannungen und Unruhen entstanden zu Anfang seiner Amtszeit, auch ein Arbeiteraufstand. Zur Abschreckung der Aufständischen wurde Militär herangezogen; Rädelsführer und Gewalttätige wurden zu Festungshaft oder Strafarbeit verurteilt. Der Autor würdigt die Verdienste des Freiherrn von Sternbach, der insgesamt 47 Jahre im österreichischen Salzwesen an prominenter Stelle tätig war, allerdings

nach 1759 durch Starrsinn und Kompetenzüberschreitung allmählich in Ungnade fiel, so dass er 1766 zwangspensioniert wurde. Während seiner Dienstzeit wurde das „Salzamt“ zum „Salzoberamt“ aufgewertet. Weiter wird die veränderte Organisationsstruktur des Salzwesens diskutiert, einschließlich der Weiterentwicklung des Berg-, des Sud- und des Waldwesens.

Mit Kaiser Joseph II., einem Sohn Maria Theresias, wurde 1780 ein Anhänger des aufgeklärten Absolutismus zum Herrscher über die Habsburger Lande. Ihm folgte 1790 sein jüngerer Bruder Leopold. Joseph II. verfolgte eine weitere Zentralisierung. Er subordinierte 1783 die seit 1527 der Wiener Hofkammer direkt unterstellte Kammergutsverwaltung (Salzoberamt) der neu geschaffenen Regierung in Linz. Damit war die bisherige Sonderstellung des Salzkammergutes, des „Salzwirtschaftsstaates“, beendet. Der Prozess der Aufweichung der Kammergutsverwaltung gipfelte in der 1791 von Leopold II. verfügten Übertragung der Gerichtsbarkeit an den Magistrat der Stadt Gmunden, d. h. an die Zivilgerichtsbarkeit der Stadt. Damit war der letzte Rest der alten Verfassung des Kammergutes endgültig beseitigt. Die grundlegenden Auswirkungen auf die weitere Entwicklung des Salzkammergutes und die Verfassung der Stadt Gmunden stellt der Autor anschließend dar. Der Weiterentwicklung des städtischen Salzhandels ab der Mitte des 18. Jahrhunderts widmet er ein besonderes Kapitel. Hierin wird der Leser mit österreichischen Spezialvokabeln (ähnlich wie in vorhergegangenen Kapiteln über den Salzhandel) beglückt: Fertigerhandel, Kleinküfelfertigung, Fudersalz, Fasselerzeugung, Großkufenhandel, bürgerliche Salzaufschütt, Salzeinschlagelager usw.

Die fünfte Periode überdeckt die Zeit 1792 bis 1850 von den Franzosenkriegen bis zur Auflösung des Salzamtes. Die vier Kriege mit Frankreich zwischen 1792 und 1809, an denen Österreich beteiligt war, brachten das Land nahe an den wirtschaftlichen Ruin. Napoleon veranlasste bei jedem Einmarsch in Österreich die Besetzung des Salzkammerguts, das jedoch nicht Kampfgebiet wurde. Gmunden war 1799-1801, 1805 und 1809 von französischen bzw. französisch-bayrischen Truppen besetzt. Die Einquartierung von Tausenden von Soldaten, Abgabe von Naturalien, Konfiszierung von Pferden und Wagen, Plünderungen, direkte Besatzungskosten in bar und Kriegskontributionen an die österreichische Krone belasteten die Stadt sehr. Der Autor berichtet darüber mit einem detaillierten Zahlenwerk.

Nach der Niederlage Napoleons in Russland 1812 verbündeten sich Russland, Preußen

und Österreich zur „Heiligen Allianz“ gegen Frankreich. Bayern blieb jedoch an der Seite Napoleons und bedrohte das Salzkammergut, so dass Gmunden und das Trauntal umfangreiche Verteidigungsanlagen errichteten. Da Bayern sich schließlich der Allianz anschloss und Napoleon in der Völkerschlacht bei Leipzig 1813 besiegt wurde, ist es zu keinen Kampfhandlungen gekommen. Während der Okkupationen wurde die Verwaltung des Salzamtes von den Militärs übernommen, die aus den Erträgen des Salzmonopols möglichst viel für die Kriegskasse herausholen wollten.

Es folgt eine Beschreibung der Umgestaltung des Rechnungswesens und der Umgestaltung der Ämter der Hofkammer und des Salzoberamtes mit seinen lokalen Unterämtern, die auch die grundherrliche Verwaltung über die Herrschaften Wildenstein, Ort und Traunkirchen auszuüben hatten, wobei sich „ein Höchstmaß an Bürokratismus“ entwickelte. Unter anderem entstanden auch die Montanämter und die „k. k. Salinenverwaltungen“. Ab 1837 gab es eine eigene Uniformvorschrift für Bergbeamte. Von 1834 bis 1845 hatte das Salzoberamt Gmunden auch die Oberleitung der Saline Hallein, des ganzen Salzburger Erzbergbaus und aller dortigen Hüttenwerke.

Im Zuge der zweifachen Umgestaltung des Staatswesens im Zusammenhang mit der Revolution von 1848 fiel der Salzverkauf als Monopolgegenstand dem Finanzministerium zu, und ein „Ministerium für Landeskultur und Bergwesen“ übernahm die Verwaltung der Staatsforste, der Montanwerke, der Salinen und der Bergwerksprodukte. Für das Salinenwesen wurde eine eigene Abteilung eingerichtet und mit der Umgestaltung des Salzoberamtes begonnen. Alle Zweige des Forsthaushaltes wurden endgültig von dem des Salinenwesens getrennt und das „k. k. Salzoberamt“ 1850 durch Erlass von Kaiser Franz Joseph als solches abgeschafft. An seine Stelle trat in Gmunden die „k. k. Salinen-Forstdirektion für das Kronland Österreich ob der Enns“. Sie war fortan Verwalterin des gesamten Salinen- und Reichsforstwesens in Oberösterreich.

Es folgen mehrere Kapitel über die Weiterentwicklung der einzelnen Salinenverwaltungen („Verwesämter“) in Hallstatt, Ischl und Ebensee, der Verwaltung der Stadt Gmunden und des städtischen Salzhandels sowie des Gerichtswesens im Bezirk Gmunden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dieses komplizierte Bild wird mit vielen Einzelheiten und Jahreszahlen dokumentiert. In diese Zeit fällt der Beginn der ersten Pferdeisenbahn von Linz nach Budweis (1832) und von

Gmunden nach Linz (1836), sowie der Verkehr des ersten Raddampfers auf dem Traunsee 1839. Ab 1823 begann der Kurbetrieb in Ischl und dadurch der Tourismus im Salzkammergut.

Die sechste Periode, 1850 bis 1868/73, endet nach der Auflösung des Salzoberamtes mit dem Ende der Kammergutsverwaltung. Kaiser Franz Joseph, Herrscher über Österreich-Ungarn 1848 bis 1916, war mit dem Salzkammergut seit 1849 eng verbunden. Der „Salzmarkt Ischl“ war sein Sommeraufenthalt, er regierte auch zuweilen von hier.

Mit dem Umbau der Organisationsstruktur seit 1850 waren die öffentlich-rechtlichen Aufgaben des vormaligen Salzoberamtes, d. h. die Justiz und die politische Verwaltung, ausgegliedert und den neu geschaffenen staatlichen Behörden zugewiesen worden (Bezirkshauptmannschaft, Bezirksgericht, Finanzamt). Finanzielle Erwägungen der kaiserlichen Regierung waren der Anlass für eine neuerliche Umstrukturierung: Die „k. k. Salinenämter“ Ebensee, Ischl, Hallstatt und Aussee wurden direkt dem Finanzministerium unterstellt, wodurch die Direktion in Gmunden überflüssig und am 1. Januar 1869 aufgelöst wurde. Das unter verschiedenen Bezeichnungen für den Salzhandel zuständige Amt, zum Schluss „Salzversilberungsamt“ genannt, wurde am 1. November 1877 von Gmunden nach Ebensee verlegt. Damit verschwand der letzte Rest des ehemals für die Stadt Gmunden so wichtigen landesfürstlichen Salzamtes. Nur zwei Straßennamen erinnern daran, dass die Stadt über 500 Jahre Sitz der Kammergutsverwaltung war.

Die Bedeutung des alten Salzumschlagplatzes Gmunden wurde immer geringer, bis diese Entwicklung durch die Inbetriebnahme der Salzkammergutbahn 1877 ihren Höhepunkt erreichte. Im Februar 1893 gab die Stadtgemeinde den Salzhandel endgültig auf.

Abschließend gibt der Autor einen „Abriss“ über die Weiterentwicklung der österreichischen Salinen- und Forstverwaltung bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. Ab 1873 wurden die beiden Betriebszweige der Salzwirtschaft (Salinen und Forsten), die beide seit 1868 dem Finanzministerium unterstanden, organisatorisch umgestaltet und vom Staat in Eigenregie geführt. Die Salinenbetriebe gingen ab 1977 in die „Österreichische Salinen Aktiengesellschaft“ (ÖSAG) über, was die Grundlage für das Salzmonopolgesetz von 1978 war. Dieses erfasste die Gewinnung und Erzeugung von Salz sowie die Einfuhr als Monopolgegenstand des Bundes, nicht aber den Salzhandel. Alleiniger Aktionär war der Staat. 1993 wurde die ÖSAG eine Holding für drei operative Gesellschaften. Eine davon war die „Salinen

Austria GesmbH“ für die Produktion und den Absatz von Sole. Die Bundesforsten hingegen sind ein Wirtschaftsbetrieb des Staates geblieben. Nach dem Beitritt Österreichs zur EU 1996 stand das Österreichische Salzmonopol im Gegensatz zum freien Warenverkehr in der EU und musste abgeschafft werden.

Von den sechs einst so bedeutenden Bergbau- und Salinenbetrieben in Österreich ist nur Ebensee übrig geblieben. An den anderen Orten wurden Schaubergwerke eingerichtet, die sich zu Touristenattraktionen entwickelt haben. Ebensee war schon ab 1918 der größte Salinenstandort mit 13 Pfannen und 2 Vakuumanlagen und ist heute Standort einer der weltweit modernsten Salinen. Seit 2007, nach der Umstellung auf Erdgas, ist ihre Jahreskapazität auf 1,1 Mio. t Salz gestiegen (Quelle: Salinen Austria).

In einem letzten Teil mit der irreführenden Überschrift „7. Periode“ wird angeblich eine „Zusammenfassung der Ergebnisse der Untersuchung“ gegeben. Es folgt jedoch keine Zusammenfassung des ganzen Inhalts der vorausgehenden 588 Seiten; das wäre auch sehr schwierig gewesen. Es handelt sich vielmehr um einen nützlichen Überblick über die Faktoren und Akteure sowie herrschende oder beherrschte Institutionen, die die Entwicklung in Gmunden und im Salzkammergut von ca. 1200 bis 1850 bestimmt haben. Der Rez. hat den Eindruck, dass es sich bei diesem Kapitel um die „Zusammenfassung“ der ursprünglichen Dissertation des Autors handelt, da sich ihr Vokabular auffällig an dem Wortlaut ihres vom Rez. anfanglich erwähnten Titels orientiert.

Aus jedem Abschnitt dieses Buches leuchtet die Begeisterung des Autors für seine Heimat – er war in Ebensee geboren! – und für seine wissenschaftliche Arbeit. Dazu ist durch die akribische Recherche und Darstellung augenfällig, dass er nicht nur Historiker war, sondern auch Verwaltungsfachmann und Jurist. Dem Rez. sei es in aller Hochachtung gestattet anzumerken, dass die Lektüre des Buches eine gewisse Anstrengung erfordert. Der Grund dafür ist das geballte Wissen, das vermittelt wird; aber auch die Fülle von Einzelheiten und kleineren Begebenheiten, die aufgenommen werden wollen. Um das Buch mit Genuss zu lesen, sollte der Leser wenigstens ein Basiswissen mitteleuropäischer Geschichte besitzen.

Wie so oft vom Rez. anderswo in sonst hervorragenden wissenschaftlichen Arbeiten festgestellt und moniert, fehlt auch in diesem Buch auf einer der ersten Seiten eine Übersichtskarte, welche die großräumige Lage des vorgestellten Gebietes darstellt – in diesem Falle also des Salzkammergutes im Grenz-

gebiet Österreich/Bundesrepublik Deutschland. Insbesondere dürfte dieses Fehlen ein Interessent bedauern, der nicht Österreicher ist. Auch fehlt ein Maßstab auf den Detailkarten (S. 56 u. 81).

Dr. Gernot Schmidt, Essen

Nathalie Piquet:
Charbon – Travail forcé – Collaboration.
Der nordfranzösische und belgische
Bergbau unter deutscher Besatzung, 1940
bis 1944

Essen: Klartext-Verlag 2008 (374 S., 25
Tab., 4 Karten) 34,95 €
(= Veröffentlichungen des Instituts für
soziale Bewegungen, Schriftenreihe C:
Arbeitseinsatz und Zwangsarbeit im
Bergbau. 6)

Als nach dem erfolgreichen Westfeldzug der deutschen Truppen die nordfranzösischen Departements Nord und Pas de Calais vom übrigen Frankreich getrennt und dem Militärbefehlshaber in Belgien und Nordfrankreich unterstellt wurden, da hatte dies neben ideologischen („volkstumsrelevanten“) vor allem politische und ökonomische Gründe. Das bedeutendste Steinkohlenrevier Frankreichs, in dem 60 % der französischen Kohle gefördert wurde, sollte für die deutsche Kriegswirtschaft genutzt werden.

Nathalie Piquet betrachtet in ihrer Dissertation, die im Rahmen des Zwangsarbeiterprojekts des Instituts für soziale Bewegungen entstanden und 2007 an der Fakultät für Geschichtswissenschaft der Ruhr-Universität Bochum in Kooperation mit der Université Charles-de-Gaulle Lille III angenommen worden ist, nicht allein die Entwicklung des nordfranzösischen, sondern auch die des belgischen Bergbaus während der deutschen Besatzung im Zweiten Weltkrieg. Diese vergleichende Perspektive erlaubt ein fundiertes Urteil über die Handlungsspielräume der Unternehmer, war doch mit der Bestellung Otto Steinbrincks zum Leiter des Bergbaureferats der Militärverwaltung eine einheitliche Befehlsstruktur geschaffen worden.

Die Ausgangsbasis war in beiden Ländern ähnlich. In den belgischen Revieren um Mons und Charleroi, um Lüttich und im Kempener Land förderten 1938 129 000 Bergleute jährlich 29 Mio. t Kohle, während in Nordfrankreich die Belegschaft 140 000 Mann stark war,

die allerdings mit 28 Mio. t weniger Leistung erbrachten. Die deutschen Besatzer hofften sich aufgrund der technischen Gegebenheiten eine Fördersteigerung von 25 %, doch eine solche erwies sich schnell als Illusion. Die Vorkriegszahlen wurden während des Krieges weder in Nordfrankreich noch im Kempener Revier erreicht. In den wallonischen Revieren war sogar ein Rückgang von 30 % zu konstatieren.

Die Ursachen für die weit hinter den Erwartungen zurückbleibenden Leistungen lagen neben dem allgemeinen Materialmangel vor allem in dem fehlenden Leistungsvermögen und der nicht vorhandenen Leistungsbereitschaft der Bergarbeiter begründet. Die mangelhafte Lebensmittelversorgung – die Tagesrationen erreichten nicht annähernd die Sätze wie im Deutschen Reich – war den Besatzern durchaus bewusst. So ist im Tätigkeitsbericht der Militärverwaltung vom 2. März 1941 zu lesen: „Keiner wird behaupten wollen, dass der deutsche oder holländische unter Tage arbeitende Bergmann zu hohe Rationen empfängt. Wie kann man dann von dem belgischen Bergmann, der mit fast den halben Rationssätzen auskommen muss, die gleiche Leistung verlangen? Wenn es nicht gelingt, das Ernährungsminimum für die Arbeiter hier zu sichern, müssen die an ihre Leistung geknüpften Erwartungen eben gemindert und späterhin gar ganz fallengelassen werden.“ Obwohl also die Einsicht bei den Militärbehörden vorhanden war, war ihr Einfluss zu gering, um etwas Grundlegendes an der Versorgungssituation zu ändern.

Der Missmut über die unzureichende Ernährung und über die zu geringen Löhne war der Nährboden für zahlreiche Arbeitsniederlegungen. So wurde der „Streik der 100 000“, der in der Lütticher Metallindustrie begann und schnell auf die benachbarten Zechen übergriff, ausgelöst am 10. Mai 1941 durch einen Demonstrationzug aufgebracht Frauen, die wegen ausgebliebener Kartoffellieferungen protestierten. Im nordfranzösischen Revier, wo am 27. Mai 1941 die erste Grube in den Streik trat, hatten 80 % der Bergarbeiter die Arbeit niedergelegt.

Auf die Proteste reagierte die deutsche Militärverwaltung ganz unterschiedlich. Während in Belgien die Repression relativ begrenzt war und die Verhafteten nach kurzer Zeit wieder freigelassen wurden, war das Vorgehen in Nord-Pas de Calais von größerer Brutalität gekennzeichnet. Etwa 270 Streikende wurden in das Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht. 150 kehrten von dort nicht wieder zurück. Dass die Besatzungsmacht in Frankreich schärfer durchgriff, ist nicht nur auf eine vermeintlich kommunistische Verschwörung zurückzuführen. Ent-

scheidender war vielmehr die Haltung der französischen Verwaltung und der Unternehmer. Die Arbeitsbeziehungen waren in Nordfrankreich stets durch eine ausgeprägte Konfrontation geprägt, und dies setzte sich auch unter der Besatzung fort. Bei den Arbeitskonflikten begrüßten die Grubenverwaltungen das harte Durchgreifen, ja sie stellten sich sogar aktiv auf die Seite der Besatzer. Verhaftungen von Ausständigen erfolgten vielfach aufgrund der schriftlichen Angaben der Direktoren und Ingenieure. Die Kollaboration zerstörte dann den letzten Rest an Vertrauen, den die Bergleute noch gegenüber ihren Vorgesetzten gehabt hatten. Die Kooperation, die weit über das erforderliche Maß hinausging, hinterließ eine tiefe Verbitterung in den Belegschaften, die eine weitere Zusammenarbeit nach Beendigung des Krieges unmöglich machte. Am 11. Oktober 1944 wurden alle Grubendirektoren und Betriebsleiter suspendiert.

In Belgien, wo der Staat stets eine vermittelnde Rolle eingenommen hatte, verhielten sich die Unternehmer geschickter. Sie machten sich z. B. bei der Lebensmittelversorgung zu Fürsprechern der Belegschaften. Auch unterstützten sie die Gewerkschaften und torpedierten Anweisungen der Besatzungsmacht, so etwa als Bergleute aus dem Lütticher in das Kempener Revier verlegt werden sollten. Da sich die Schichtleistung der Bergleute nicht steigern ließ, blieben zur Erhöhung der Förderung zwei Maßnahmen: Ausdehnung der Arbeitszeit und Vergrößerung der Belegschaften. Beide Wege wurden beschränkt, doch abermals lassen sich gravierende Unterschiede ausmachen. Während in Frankreich die Schichtdauer von 7 ¼ auf 8 ¼ Stunden verlängert wurde, blieb dem belgischen Bergmann die 8-Stunden-Schicht erhalten. Er arbeitete damit deutlich weniger als der Hauer im Ruhrgebiet, der seit 1939 eine 8 ¾-Stunden-Schicht verfahren musste.

Wenig erfolgreich waren die Grubenverwaltungen bei der Anwerbung neuer Arbeitskräfte. Mangel herrschte bereits in der Zwischenkriegszeit, der in Nordfrankreich nur durch die Anlegung polnischer Arbeiter gemindert werden konnte, die ein Drittel der Belegschaften ausmachten. Während des Krieges vergrößerten sich die Schwierigkeiten sowohl durch die Einberufungen zum Militär als auch durch die Abwanderungen in besser bezahlte Arbeitsstellen. Zudem waren die französischen Arbeitgeber sehr wählerisch bei Neueinstellungen. So wollten sie keine Arbeitslosen aus Paris oder Arbeiter aus den nordafrikanischen Kolonien anlegen.

Da alle Rekrutierungsbemühungen erfolglos geblieben waren, drängte die Militärverwal-

tung auf den Einsatz von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern aus dem Osten. Auch wenn die Grubenverwaltungen die neuen Arbeitskräfte ablehnten – die Gefahr von Epidemien wurde als Begründung angeführt, doch eher war es die Furcht, dass die kommunistischen Einstellungen in den Belegschaften eine Stärkung erführen, was die Betriebsleiter schreckte –, so konnten sie ihren Einsatz nicht verhindern. Obwohl er nicht annähernd das Ausmaß wie in Deutschland erreichte – der Anteil der Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter an der Gesamtbelegschaft betrug im Kempener Land 15 %, in Nordfrankreich lediglich 5 % –, so unterstreicht er dennoch die Bedeutung des Bergbaus für die deutsche Kriegswirtschaft, denn in keinem anderen Wirtschaftsbereich in Belgien und Nordfrankreich wurden Arbeiter aus der Sowjetunion beschäftigt.

Im Vergleich zum Deutschen Reich waren die Lebensbedingungen der etwa 15 000 Ukrainer, Russen und Serben in den belgischen und nordfranzösischen Revieren etwas besser. Die Zwangsarbeiter erhielten nicht nur die gleichen Lebensmittelrationen wie die einheimischen Bergleute, sondern sie wurden auch von letzteren in vielfacher Hinsicht unterstützt, waren sie doch ebenso Gegner der deutschen Besatzer wie die Einheimischen. Die Studie von Nathalie Piquet, die auf einer intensiven Auswertung der Quellen basiert, besticht durch die vergleichende Vorgehensweise, wodurch die unterschiedlichen Ausgangsbedingungen, Entwicklungen, Vorgehensweisen, Einstellungen und Handlungsspielräume deutlich werden. Die Untersuchung ist aufgrund ihrer vielen neu erbrachten Erkenntnisse ein gewichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Besatzung in Belgien und Nordfrankreich während des Zweiten Weltkriegs.

Dr. Klaus Wisotzky, Essen

ÖAG „Arbeit und Leben“ (DGB/VHS)

(Hrsg.):

Der Schalker Verein. Arbeit und Leben in Bulmke-Hüllen

*Gelsenkirchen: Makossa Druck und Medien GmbH 2008 (283 S., zahlr. S/W-Abb.) 14,80 €
Bezug über VHS Gelsenkirchen,
Ebertstraße 19, 45879 Gelsenkirchen*

April 1945. Amerikanische und britische Truppen besetzen das Ruhrgebiet. Die Bevölkerung kann aufatmen. Der Bombenkrieg

ist beendet. Die Menschen sind erlöst von der jahrelangen, ununterbrochenen Angst vor der Bedrohung aus der Luft. Geblieben ist die Wohnungsnot, hinzugekommen ist der Hunger. Die Wohngebiete sind weitgehend zerstört, ebenso die Industrieanlagen. In den meisten Werken ist die Produktion infolge von Bombenschäden schon vor Wochen zum Erliegen gekommen. Das Streben der Menschen ist auf die Beschaffung oder Instandsetzung einer Wohnung ausgerichtet. Täglich etwas Essbares zu besorgen ist noch nötiger. Eigentlich ist ein Arbeitsplatz unwichtig, doch wer sich nicht zur Arbeit meldet, erhält keine Lebensmittelkarten.

So wie überall im Ruhrgebiet sah es am Kriegsende auch im Gelsenkirchener Stadtteil Bulmke-Hüllen und im „Werk Schalker Verein“ der Deutsche Eisenwerke AG aus. Die Werksanlagen des Schalker Vereins, einstmals die größte Eisengießerei des Kontinents, waren bis zu 80 % zerstört. Die Hochöfen lagen still. Zunächst wollte die britische Besatzungsmacht keine Erlaubnis zur Wiederinbetriebnahme erteilen sondern die Betriebseinrichtungen demontieren. Vertreter des Werks erreichten jedoch die Aussetzung der bereits getroffenen Stilllegungsanordnung. Der verbliebenen deutschen Stammbesellschaft gelang es unter unvorstellbaren Anstrengungen und schwierigsten Bedingungen, die Produktionsanlagen soweit instand zu setzen, dass im November 1945 der erste Hochofen angeblasen werden konnte. Im Rahmen einer Feier entzündete in Anwesenheit des Gelsenkirchener Oberbürgermeisters und zahlreicher weiterer Ehrengäste der älteste Mann der Hochofenbelegschaft mit einer Pechfackel das Feuer im Hochofen. Noch im selben Jahr nahm auch der „Schleuderbau“ – die Rohrgießerei – den Betrieb wieder auf. Im Dezember 1947 wurde ein zweiter Hochofen angeblasen.

An die Stelle der zunächst nur provisorisch instand gesetzten Formstückgießerei traten 1955 neue Betriebsanlagen, die wegen ihres hohen Mechanisierungs- und Automatisierungsgrades lange Zeit als modernste Gießerei Deutschlands galten. Nach einer Neuzustellung ging der Hochofen 4 1954 wieder in Betrieb. Mit 5650 Mitarbeitern erreichten die Belegschaftszahlen des Schalker Vereins bei erheblicher Steigerung der Arbeitsproduktivität annähernd den Vorkriegsstand. 1965 erfolgte abermals eine Neuzustellung des Ofens 4, der daraufhin als der größte Hochofen für Gießereirohisen in Deutschland galt. Die Belegschaft blickte mit Stolz auf das Geleistete zurück.

Anfang der 1960er-Jahre leitete man die Planung einer Werkserweiterung um einen neu-

en Stahl- und Walzwerkskomplex in Bulmke-Hüllen ein. Doch das Projekt kam nicht zur Ausführung. In der Bundesrepublik Deutschland machten sich Überkapazitäten bemerkbar. Der Wiederaufbau war beendet, das „Wirtschaftswunder“ schwächte sich ab. Im „Kohlenpott“ begann das Zechensterben. Von 1974 bis 1980 sank die Stahlproduktion um fast 20 %. In der Eisen- und Stahlindustrie machte sich der Abwärtstrend zunächst durch den Abbau von Arbeitsplätzen infolge von Rationalisierungsmaßnahmen bemerkbar. Dann folgte die Aufgabe von Hüttenstandorten durch Verlagerung von Kapazitäten zu größeren Produktionsstätten.

Es begann eine Zeit, in der Belegschaften traditionsreicher Unternehmen auf die Straße gingen, um gegen die Stilllegung „ihrer“ Betriebe zu protestieren. So geschah es auch beim Schalker Verein. Der Thyssen-Konzern, zu dem das Werk inzwischen gehörte, plante 1981 die Außerbetriebnahme des gerade vorher wiederum neu zugestellten Ofens 4, des letzten noch produzierenden Hochofens. An dessen Stelle war der Eisenbahntransport des erforderlichen Flüssig eisens in Torpedopfanzen von Duisburger Thyssen-Hochöfen nach Gelsenkirchen vorgesehen. Für viele Belegschaftsmitglieder war der Schalker Verein mehr als nur ein sicherer Arbeitsplatz, sondern er bildete für sie und ihre Familien seit Jahrzehnten den Mittelpunkt, um den sich das tägliche Leben drehte. Man ahnte, dass das Aus für den letzten Hochofen früher oder später auch das Ende des Werkes Schalker Verein bedeutete und damit auch das Ende der vom Schalker Verein geprägten Stadtteile Bulmke und Hüllen.

Es kam zu ungeahnten Protestdemonstrationen und spontanen Arbeitsniederlegungen. Anlässlich der Demonstrationen fanden in Bulmke in der evangelischen Paulskirche und auf der Straße Gottesdienste statt. Frauen, deren Männer beim Schalker Verein arbeiteten, gründeten die Fraueninitiative „Thyssen Schalker Verein muß weiterleben“. Sie demonstrierten mit ihren Kindern vor den Werkstoren und vor dem Verwaltungssitz des Thyssen-Konzerns in Essen. Am 13. Januar 1982 fasste der Aufsichtsrat trotzdem den Beschluss zur Stilllegung des letzten Hochofens im Werk Schalker Verein. Die Demonstrationen hatten die Entscheidung verzögern, aber nicht verhindern können. Die gehegten Befürchtungen bestätigten sich. Langsam aber stetig wurde die Produktion in Bulmke-Hüllen zurückgenommen. Der Schalker Verein, der nach dem 1999 von der Thyssen AG getätigten Verkauf an das französische Unternehmen Saint-Gobain den Namen SAINT-GOBAIN GUSSROHR GmbH &

Co. KG trägt, hatte im Dezember 2000 nur noch 332 Mitarbeiter, 2007 waren es noch 28 Belegschaftsmitglieder. Die Produktion war inzwischen eingestellt worden.

Ende der 1970er- und Anfang der 1980er-Jahre fanden in Form von Wochenendseminaren Weiterbildungsveranstaltungen der Örtlichen Arbeitsgemeinschaft „Arbeit und Leben Gelsenkirchen“ (DGB/VIIS) mit Betriebsräten und Vertrauensleuten des Schalker Vereins statt. Die Zusammenarbeit zwischen den Veranstaltern und den Teilnehmern blieb auch nach Beendigung der Schulung erhalten. Etwa 20 Jahre später entstand in dieser Gruppe der Wunsch, die Geschichte des Werkes Schalker Verein und die Erfahrungen der dort Beschäftigten schriftlich aufzuarbeiten. Zum Entstehen dieser Idee hatte die Auffassung beigetragen, dass die Geschichtsschreibung sich in der Vergangenheit intensiv mit dem Ruhrbergbau befasst habe, während demgegenüber die Eisenhüttenindustrie vernachlässigt worden sei und deren Entwicklung in den letzten Jahrzehnten weitgehend unbeachtet geblieben war.

Eine bei der Örtlichen Arbeitsgemeinschaft „Arbeit und Leben“ gebildete Geschichtswerkstatt setzte den Gedanken in die Praxis um. Es ist interessant zu verfolgen, auf welche Weise ein Buch daraus geworden ist. Das Projekt wurde anfangs von den Professoren Klaus Harney und Klaus Tenfelde der Ruhr-Universität Bochum begleitet. Aktive und ehemalige Beschäftigte des Schalker Vereins berichteten schriftlich über ihre Erfahrungen, einige externe Schreiber kamen hinzu. Von zunächst etwa 50 Teilnehmern blieb eine Redaktionsgruppe von 22 Personen, die ab 2003 regelmäßig unter der Leitung der Historikerin Brigitte Schneider von der Volkshochschule Gelsenkirchen zusammentrat.

Die Beiträge enthalten die persönlichen Erfahrungen und Eindrücke der Autoren. Deren jeweilige berufliche Tätigkeiten und Aufgaben beim Schalker Verein sind als wesentliche Teile ihrer Texte wiederzuerkennen. Hinzu kommen Schilderungen des Privatlebens, das in unterschiedlicher Weise durch den Beruf beeinflusst wurde. Berichtersteller sind ein Betriebsleiter der Formstückgießerei, ein Betriebschef der Rohrgießerei, der Hauptbetriebsleiter der Rohrgießerei, ein Abteilungsleiter der Qualitätssicherung, ein Meister der Instandhaltung, ein Elektromeister, ein Schlosser und freigestellter Betriebsrat, ein Maschinenschlosser aus der mechanischen Werkstatt, ein Vorzeichner und freigestellter Betriebsrat, ein Dreher türkischer Herkunft aus der mechanischen Werkstatt, ein Betriebsschlosser der Sandgießerei, der Leiter der Ausbildung, ein Abteilungsleiter

der Personalabteilung und eine Gruppenleiterin der Betriebskrankenkasse. Unter den externen Autorinnen befinden sich vier Mitglieder der Fraueninitiative und zwei Programmbereichsleiterinnen für Gesellschaft und Politik der VHS Gelsenkirchen. Zwei externe Autoren sind Sozialwissenschaftler. Die heterogene Zusammensetzung der Redaktionsgruppe lässt erahnen, wie unterschiedlich hinsichtlich Inhalt und Form die einzelnen Beiträge ausgefallen sind.

Die Themen des Buches sind zeitlich auf die Epoche vom Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg bis zur Gegenwart beschränkt. Sie umfassen somit eine Spanne, die die Autoren als Zeitzeugen ganz oder teilweise selbst erlebt haben. Der Stolz auf den gelungenen Wiederaufbau ist zu erkennen, Kummer, Wut und Trauer über den nicht zu verhindernden Niedergang des Schalker Vereins kommen häufig zum Ausdruck. Über die Angst vor der nicht überschaubaren Zukunft wird berichtet, aber auch vom Willen, die Zukunft aktiv mit zu gestalten. Die Redaktionsgruppe war sich der Tatsache bewusst, dass es sich bei den Berichten um nachträgliche Betrachtungen oft lange zurückliegender Ereignisse und Entwicklungen handelt, die aus dem Gedächtnis wiedergegeben – bei allem Bemühen um unverfälschte Wiedergabe des Geschehens – nicht ausnahmslos der Wirklichkeit entsprechen müssen. Die Gruppe hat daher die Texte gemeinsam durchgearbeitet und auf Unstimmigkeiten überprüft.

Ein an den Anfang gestellter umfassender Überblick des Sozialwissenschaftlers Stefan Goch über die Unternehmensgeschichte des Schalker Vereins zeigt diese eingebettet in die Industrialisierung des Ruhrgebietes mit ihren zahlreichen Höhen und Tiefen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Dieser Überblick bildet sozusagen die Vorlage für ein Mosaik, in das sich die Einzelbeiträge einordnen lassen. Fehlstellen deckt der Überblick ab. Neben dem Überblick und einem Anhang ist die Publikation in vier weitere Kapitel gegliedert, in denen Beiträge gruppiert sind, die sich auf Arbeiten auf dem Schalker Verein, den Kampf um den letzten Hochofen, das Leben in Bulmke-Hüllen sowie die Zukunft dieses Gelsenkirchener Stadtteiles beziehen.

Das Kapitel „Arbeiten auf dem Schalker Verein“ enthält fast ausnahmslos Aufsätze von ehemaligen Belegschaftsmitgliedern des Werkes. Die Autoren berichten von ihrer Arbeitswelt. An erster Stelle stehen der Wiederaufbau und die Nachkriegsjahre. Die beiden umfangreichsten Artikel beschäftigen sich mit den Gießereien, in denen die Produkte erzeugt wurden, mit denen sich das Unter-

nehmen nach dem Krieg wieder weltweit einen Namen erwerben konnte. Autoren sind die drei ehemaligen Betriebsleiter der Rohrgießerei und der Formstückgießereien. Mit deren Fachkunde sind Abhandlungen entstanden, die eine „Geschichte der Gießertechnik in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts“ darstellen. Es wird die Entwicklung vom Handbetrieb zum weitgehend mechanisierten und teilweise automatisierten Betriebsablauf aufgezeigt. Man erkennt, dass gesteigerte Anforderungen an die Werkstoffqualität zur Entwicklung von duktilem Gusseisen führten, welches beim Schalker Verein zusätzlich zum Grauguss erzeugt und in den Gießereien verwendet wurde.

In weiteren Artikeln werden andere Produktionsbetriebe des Schalker Vereins beschrieben, so beispielsweise der Hochofenbereich und die Sinteranlage. Die Koksversorgung, die ursprünglich durch eine eigene Kokerei sichergestellt war, erfolgte schon in der Vorkriegszeit von den Kokereien Pluto und Alma und seit 1963 von der Kokerei Prosper. Über die mechanischen Werkstätten und die Instandhaltungsbetriebe sowie über die in den 1950er-Jahren zur Erweiterung der Produktionspalette errichtete Mineralwollanlage, die nach der Außerbetriebnahme des letzten Hochofens wegen fehlender Hochofenschlacke stillgelegt werden musste, wird berichtet. Die schwere körperliche Arbeit im Hüttenbetrieb wird nicht vergessen. Die Betriebsleiter der Gießereien schildern Einzelheiten und weisen auf die teilweise erforderliche hohe Qualifikation des angelernten Bedienungspersonals der Gießmaschinen hin. Das Ausbildungswesen, die Betriebskrankenkasse und die Sozialabteilung des Werks zählen zu weiteren Themen dieses Kapitels. Man kann etwas über das Leben mit dem Schalker Verein erfahren und über die Anwerbung von „Gastarbeitern“. Ein Mitarbeiter türkischer Herkunft stellt seine Erlebnisse vor.

Das zweite Kapitel ist ausführlich dem Kampf um den letzten Hochofen und dem Widerstand gegen den Verkauf des Schalker Vereins gewidmet. Eine Historikerin gibt einen Überblick, und Zeitungsausschnitte und Fotos ergänzen die Ausführungen des ehemaligen Betriebsratsvorsitzenden sowie die einer Frauengruppe, welche Einzelheiten ihrer Aktionen zum Erhalt der Arbeitsplätze schildert. Das Verhalten der Unternehmensleitung gegenüber den Frauen macht nachdenklich.

Im Kapitel „Leben im Schatten des Werkes – Leben in Bulmke-Hüllen“ werden zwei Familiengeschichten präsentiert, zwei typische Ruhrgebietsgeschichten. Die eine Familie ist

aus dem linksrheinischen Gebiet nach Gelsenkirchen gezogen, um dort ihr Auskommen zu finden. Sechzehn Angehörige aus fünf Generationen waren beim Schalker Verein beschäftigt. Aus der anderen Familie, die aus Ostpreußen zugewandert ist, haben drei Generationen beim Schalker Verein ihren Arbeitsplatz gehabt. Mit dem Stadtteil Bulmke-Hüllen und dem Alltag in diesem Gelsenkirchener Ortsteil wird man in zwei weiteren Berichten vertraut gemacht.

Mit dem, was mit dem ehemaligen Werks- und Gelände des Schalker Vereins geschehen soll und wie die zukünftige Entwicklung von Bulmke-Hüllen aussehen wird, beschäftigt sich der letzte Artikel. Die Probleme sind dieselben wie in anderen Ruhrgebietsstädten. In einem Rahmenplan und in Stadtteilprogrammen ist die vom Bund und vom Land NRW geförderte Sanierung und Wiedernutzbarmachung der Flächen des Schalker Vereins unter Beteiligung von Bürgern geplant und festgelegt worden – bzw. es wird daran gearbeitet. Einiges ist eingeleitet oder bereits Wirklichkeit geworden, vieles ist noch ungeklärt. Gelegentlich fällt in dem Artikel das Wörtchen „soll“ ins Auge. So heißt es zum Beispiel: Damit soll hier zumindest ein Teil der verloren gegangenen Arbeitsplätze neu geschaffen werden. Hoffnung und auch Wunschenken wird in den Ausführungen erkennbar. Ein von der Stadt Gelsenkirchen und dem evangelischen Kirchenkreis Gelsenkirchen und Wattenscheid getragenes „aGenda 21-Büro“ betreut Arbeitskreise, die sich mit dem Ziel des UN-Erdgipfels in Rio de Janeiro 1992 beschäftigen, das „soziale ökologische und wirtschaftliche Gleichgewicht unserer Welt“ wieder herzustellen.

Der Anhang enthält neben einer Auflistung der jährlichen Zahl der Belegschaftsmitglieder des Schalker Vereins von 1879 bis 2007 die zahlreichen Firmennamen des Werkes für denselben Zeitraum. Das außerdem enthaltene Glossar von Fachausdrücken des Gießereiwesens ist für den Laien zum Verständnis der Berichte über die Gießereien des Schalker Vereins sehr hilfreich. Es hätte gern etwas umfangreicher ausfallen können. Ein Verzeichnis der Namen und Berufe aller Autorinnen und Autoren der Veröffentlichung ist am Schluss des Anhanges zu finden.

Wie zahlreiche andere Veröffentlichungen der letzten Jahre richtet sich das Buch in erster Linie an regional-geschichtlich interessierte Leser, in diesem Fall insbesondere an diejenigen, bei denen der Name Schalker Verein Erinnerungen an die eigene Vergangenheit wachruft. Die Herausgeber haben den schwierigen Weg beschritten, eine große Zahl völlig uneinheitlicher und zum Teil

nicht im Zusammenhang stehender Zeitzeugenberichte in einer Ausgabe zusammenzuführen. Technische Sachkenntnis steht neben Vorstellungen von Laien, Bedeutsames folgt Belanglosem. Als Ergebnis ist zwangsläufig ein ungewöhnliches Buch entstanden. Man kann es nicht einfach durchlesen, aber man kann es durcharbeiten. Dem Orts- oder Sachkundigen bereitet das weniger Mühe. Die Mühe lohnt sich. Die Gesamtheit der Ausführungen eröffnet dem Leser die Möglichkeit, sich in die Verhältnisse nach dem Zweiten Weltkrieg zurückzusetzen und in die Mentalität der Menschen, die den Wiederaufbau geschafft haben, hineinzudenken. Man kann erkennen, dass Beschäftigte des Schalker Vereins ihren Arbeitsplatz als Eigentum ansahen, dass für viele die Wechselbeziehung zwischen Arbeitsplatz und Wohnumfeld Heimat bedeutete. Man kann nachfühlen, was sie nach vergeblichem Kampf um ihren Arbeitsplatz außer ihrer Existenzgrundlage zusätzlich verloren haben.

Dipl.-Ing. Wolf-Dieter Kofke, Dortmund

Ernst Beier:
Ein Leben im Revier (1927-2009)

*Bochum: Europäischer Universitätsverlag
2009 (478, XXI S., zahlr. S/W-Abb.)
(= Zeitzeugen, Zeitdokumente. 13) 18,50 €*

In der hier zu besprechenden Autobiographie beschreibt der Autor einleitend die Zuwanderung seiner aus Westpreußen und Schlesien gebürtigen Großeltern nach Kamen in den 1880er-Jahren. Sie fanden bessere Verdienstmöglichkeiten im aufstrebenden Industriegebiet. Der Großvater väterlicherseits arbeitete auf der zum Steinkohlenbergwerk Monopol gehörenden Kokerei Grillo als Vorarbeiter, der Vater als Maschinist auf der Koksandrückmaschine. Der Arbeitgeber, die Essener Steinkohlenbergwerke AG, stellte die Wohnung in einer so genannten Zechenkolonie. Beier berichtet im Detail über das Miteinander in der Kolonie, über die sozialen Verhältnisse, dass beispielsweise die Elektrifizierung der Häuser in der Vogelhof-Siedlung erst 1937 erfolgte und die Familie das Mittagessen „im Henkelmann“ dem Vater bei der sonntäglichen Doppelschicht an das Eingangstor der Kokerei brachte. Für den jüngeren Leser werden Begriffe wie Kostgänger, Prockeisen, Micken etc., die bis zur Mit-

te des vorigen Jahrhunderts im „Kohlenpott“ üblich waren, angesprochen.

Nach dem Besuch der Volksschule erhielt Ernst Beier einen Lehrvertrag zur Ausbildung als Chemielaborant bei den Chemischen Werken Bergkamen. Bedingt durch die Kriegsverhältnisse wurden die Lehrlinge kurzerhand zu Chemiejungwerkern ausgebildet. Bereits in seiner Ausbildungszeit trug Beier in der Berufsschule über die Fischer-Tropsch-Synthese vor. Auf Anraten seiner Vorgesetzten wurde die überarbeitete Fassung beim Berufswettkampf des Deutschen Volkes eingereicht, was schließlich zu Beiers Aufnahme in das Begabtenförderungswerk führte. Das ausgelobte Ingenieurschul-Stipendium fiel dem Kriegsende zum Opfer.

Nach Arbeitsdienst, Einberufung zur Luftwaffe (1945 als Infanterist nahe der Marienburg im Einsatz), Verwundung mit nachfolgendem Lazarett-Aufenthalt in Karlsbad, wo Ernst Beier seine Laborantenausbildung zur Blutuntersuchung nutzen konnte, kehrte er nach Bergkamen zurück und arbeitete auf der Kokerei Grimberg. Es wird über die Jahre vor der Währungsreform berichtet – von Schnapsbrennen und Tabakzucht, von Kohle für Kunst. Weiter wird die Ausbildung an der Staatlichen Ingenieurschule Essen zum Chemiker aufgeführt, wonach Ernst Beier eine Anstellung als Laboratoriumstechniker erhielt; von 1950 bis 1952 besuchte er die Bergschule mit dem Abschluss als Kokerei-Steiger. Während seiner Tätigkeit auf der Kokerei Grimberg war er für die Entphenolungsanlage zuständig und führte wesentliche Verbesserungen des Benzol-Lauge-Verfahrens ein.

1952 begann das Hochschulstudium mit einem Begabten-Stipendium an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen; 1956 wurde Beier Diplom-Chemiker, 1958 erhielt er die Springorum-Denkmedaille für seine Diplom-Prüfung mit Auszeichnung. An der Bergschule erhielt Ernst Beier sodann eine Planstelle für die Lehrfächer Chemie und Physik mit der Möglichkeit, bei Professor Kröger über die Verwitterung von Steinkohlen zu promovieren. Später, nach Änderung des bergbaulichen Schulsystems, wurde Beier Dozent an der Ingenieurschule für Bergwesen (1963-1971), dann Professor an der Fachhochschule Bergbau (1971-1991).

Ernst Beier gibt in vorliegendem Werk eine detaillierte Übersicht über die Organisation und die Aufgaben der Bergschule, der Ingenieurschule für Bergwesen sowie der Fachhochschule Bergbau. Der Autor fungierte sowohl als Dekan des Fachbereichs Verfahrenstechnik als auch als Rektor der Fach-

hochschule Bergbau und Leiter des Instituts für Chemie der Westfälischen Berggewerkschaftskasse (WBK).

Schon als Heranwachsender war Ernst Beier ein begeisterter Wanderer und Naturliebhaber. Früh trat er dem SGV bei und als Wanderwart führte er Wanderungen mit seinen Schülern und als Pensionär mit seiner Frau Gisela durch. Höhepunkt war die Bewältigung des Europawanderwegs E1 von Flensburg bis Konstanz. Die Mitgliedschaft im Verein Deutscher Ingenieure (VDI) und sein besonderes Engagement für die Ingenieurwissenschaften trug Ernst Beier 1984 den Vorsitz im Bochumer VDI Bezirksverein ein. Dieses Amt hat er

bis zu seiner Pensionierung ausgeübt, dann stand er bis 2001 als 2. Vorsitzender dem Verein zur Verfügung. In dieser Zeit gründete er den Seniorenstudienkreis des VDI, der inzwischen über 100 Veranstaltungen durchgeführt hat. Ferner werden Beiers Mitarbeit im Ring Deutscher Bergingenieure (RDB) und im Förderverein Bergbauhistorischer Stätten aufgeführt.

Immer wieder betont der Autor den Zusammenhalt seiner Familie. Mit seiner Frau ist er seit 1957 glücklich verheiratet; bei wichtigen Ereignissen wird sie stets erwähnt (Verleihung der Springorum-Denk Münze oder Verleihung des Verdienstkreuzes am Ban-

de des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland – im Bergkittel!). Und so ist es konsequent, dass der Autor zum Ausklang seiner Autobiographie auch mit Stolz über seine Kinder und Enkelkinder schreibt. Fazit: Ernst Beier kann auf ein von beruflichen Erfolgen und privatem Glück erfülltes Leben zurückblicken, das zwangsläufig in politische, wirtschaftliche und soziale Rahmenbedingungen des historischen Verlaufs im 20. und beginnenden 21. Jahrhundert eingebunden war und ist. An beidem lässt er seine Leser teilhaben.

Dr. Gerhard Röbbke, Bochum

Abbildungsnachweis

Titelbild Foto: Dr. Helmut Wolf/Dr. Peter Wolf, Regensburg; S. 44-46 Historisches Archiv der Basalt AG, Linz (Rhein); S. 47 Stadtarchiv Königswinter, Bestand Oberkassel; S. 48-49 Historisches Archiv der Basalt AG, Linz (Rhein); S. 53-58 Foto: Rainer Gaertner DGPh; S. 63-64 Foto: Dr. Hans-Joachim Kraschewski, Marburg; S. 66 Bergbau-Archiv Bochum; S. 67-68 Foto: Dr. Helmut Wolf/Dr. Peter Wolf, Regensburg; die übrigen Abbildungen wurden – soweit nicht anders vermerkt – von den Verfassern zur Verfügung gestellt.

DER ANSCHNITT

Herausgeber:

Vereinigung der Freunde von Kunst und Kultur im Bergbau e.V.

Vorsitzender des Vorstands:

Dipl.-Ing. Bernd Tönjes

Vorsitzender des Beirats:

Bergassessor Dipl.-Kfm. Dr.-Ing. E.h. Achim Middelschulte

Geschäftsführer:

Museumsdirektor Prof. Dr. phil. Rainer Slotta

Schriftleitung (verantwortlich):

Dr. phil. Michael Farrenkopf M.A.

Editorial Board:

Dr.-Ing. Siegfried Müller, Prof. Dr. phil. Rainer Slotta

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Jana Geršlová, Ostrava; Prof. Dr. Karl-Heinz Ludwig, Bremen;

Prof. Dr. Thilo Rehren, London; Prof. Dr. Klaus Tenfelde, Bochum;

Prof. Dr. Wolfhard Weber, Bochum; Prof. Dr. Gerd Weisgerber, Recklinghausen

ISSN 0003-5238

Anschrift der Geschäftsführung
und der Schriftleitung:

Deutsches Bergbau-Museum
Am Bergbaumuseum 28 - D-44791 Bochum
Telefon (02 34) 58 77-0
Telefax (02 34) 58 77-111

Einzelheft 9,- €, Doppelheft 18,- €;
Jahresabonnement (6 Hefte) 54,- €;
kostenloser Bezug für die Mitglieder der Vereinigung
(Jahres-Mitgliedsbeitrag 50,- €)

Layout: Karina Schwunk

Gesamtherstellung und Versand:

Meiling Druck
Jacob-Uffrecht-Straße 3
39340 Haldensleben